Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

Nr. 26 Leipzig, den 27. Juni 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Sub specie aeternitatis: 1. Gsteig und Châtelet; 2. Der Paß der Faulen — Kaiser Friedrichs II. Stellung zur Religion und Kirche. Zweite Hälfte — Neue Funde aus alter Zeit: 4. Der Fund vom Sinai — Die Alexiusbrüder — Von der letzten Waldensersynode — Herr Professor D. von Nathusius und der Evangelisch-soziale Kongreß — Drei Stücke von Kingsley: 3. Das Britische Museum — Verschiedenes: Der Staat als Arbeitsgeber und die Sonntagsruhe; Kirchenregiment und Duell; Der Einfluß der römischen Kurie auf die deutsche Gesetzgebung; Die Reden vom 8. Mai; Christliches Erholungshaus im Schwarzwald — Für die Reisezeit — Anzeigen

Sub specie aeternitatis

1. Gsteig und Châtelet

Jede Wahrheit hat zwei Seiten
Joubert

Die Geschichte trug sich vor einigen Jahren auf einem der gewaltigen Gipfel des Diableretgletschers zu, und zwar zwischen den beiden Schweizer Kantonen Waadt und Bern.

Der Tourist (beim Anblick eines fernen Dorfes): Da liegt Gsteig. Der Führer: Sie irren, der Ort heißt Châtelet. Der Tourist: O nein, mein Bester, es ist sicher Gsteig, ich kenne den Ort ganz genau. Der Führer: Ich auch, und ich versichere Sie, daß er Châtelet heißt.

Die beiden wurden nicht einig. — Es wäre auch schließlich einerlei, wer Recht hatte, wenn sich nicht herausgestellt hätte, daß beide im Recht waren, und daraus folgt wieder, daß sie beide Unrecht hatten.

Sie hatten Recht mit ihren positiven Behauptungen, sie hatten Unrecht, als sie verneinten, denn es handelt sich nur um ein Dorf, das die Waadtländer Châtelet und die Berner Gsteig nennen.

Sehen nicht viele Streitigkeiten diesem Fall ähnlich? Findet ihr nicht, daß er uns eine Lektion in der Toleranz, der Rücksicht und der Ehrfurcht vor der Meinung andrer giebt?

Wieviel Klagen verstummten, wenn in den Debatten über Religion und Moral, Theologie und Naturwissenschaft, Staat und Kirche, Sozialismus und Individualismus, Autorität und Freiheit, Glauben und Wissen der Grundsatz beherzigt würde, sich an die gemeinsam erkannte Wahrheit zu halten, ohne die wegzuleugnen, die man noch nicht gefunden hat! Warum muß man nur, wenn Gsteig gefunden ist, erklären, daß es kein Châtelet giebt?

2. Der Paß der Faulen

Wie lange liegst du, Fauler? Spr. 6, 8

So nennen ihn die Führer in Salean. — Ein letztes steiles Stück noch hinauf, und man wäre oben, aber man will sich die Mühe sparen, und schließlich war die Anstrengung schon groß genug. „Für was auch ganz hinauf; die Aussicht ist hier schon herrlich — kurz, wir bleiben.“ — Mit müdem Blick mißt der Faule den Abstand von seinem Standpunkt bis zum Gipfel, läßt seinen Stock fallen, legt den Ranzen ab, streckt sich gemütlich ins Gras und erklärt, keinen Schritt mehr weiter zu gehn. Und so macht er es in jedem Sommer. Die Führer sind ganz schlau, sie haben den rechten Namen gefunden.

Wer aber glaubt, daß der Paß der Faulen nur bei dem Dent du midi existirt, ist gewaltig im Irrtum. Man findet ihn auf der halben Höhe der meisten Berge und regelmäßig vor dem letzten steilen Stück. Ja man findet ihn auf dem Wege jeder sittlichen Anstrengung. Wer mutig fortschreitet, kommt schon zum Ziel, aber der Schwächling mißt den Abstand, zweifelt an seiner Kraft, bleibt liegen, und der ganze Kraftaufwand bis dahin hat nur die Schande einer Niederlage erzeugt. Ach ja, wer noch bei dem Paß der Faulen die anfängliche Energie hätte!

Es giebt allerlei Faulheit. Ihr nennt den Schüler faul, der, anstatt seine Lektion zu lernen, schwätzt und sich amüsirt. Gut; aber der andre, der so fleißig hinter seiner Arbeit sitzt und so regelmäßige Buchstaben malt — kann der nicht auch faul sein? Er ist es, wenn der Geist nicht arbeitet, wenn er seine Pflicht thut ohne die geistige Anstrengung, die begreifen und das Gelernte sich wahrhaft aneignen will.

Nichts Niedrigeres als die Faulheit des Geistes! Man nimmt ruhig andrer Leute fertige Meinungen an und lebt vom Leben seiner Umgebung. Man verewigt die Vorurteile, weil man nie sich die Mühe nahm, ihren Grund zu prüfen. Bald klammert man sich an alte Irrtümer an, dann begeistert man sich für neue. Man denkt nicht, man wiederholt nur, wenn auch oft mit Geist und Talent, was andre sagten. Es giebt Gläubige, sogenannte Gläubige, die es nur aus Faulheit sind. Es giebt Ungläubige, die sich Freidenker nennen und nicht einmal wissen, was Denken heißt.

Der Grund des Optimismus mancher braven Leute, die nichts von der herrschenden Ungerechtigkeit sehen, ist einfach die Faulheit. So allein erklärt es sich, daß Menschen, die gar nicht schlecht und verdorben sind und jeder guten Regung zugänglich wären, doch sich fortwährend durch stillschweigendes Billigen zu Mitschuldigen aller möglichen Unbilligkeiten und Grausamkeiten machen, vor denen sie zurückschreckten; aber die Thatsache, daß sie nun einmal da sind und immer da waren, verhüllt ihnen die Notwendigkeit, daß sie abgeschafft werden müssen.

Wer hat denn vor den Streiken der englischen Omnibusbeamten daran gedacht, daß man den Leuten keine siebzehn Arbeitsstunden aufbürden darf? Ja die Ehrenmänner waren noch erstaunt, als die Armen ihre Sache selbst in die Hand nahmen!

Wir brauchen eine Erweckung. Jeder ist faul, der dann schläft, wenn er wachen und auf sein sollte. Dankt es dem Schlaf oder dem Halbschlaf, der euch umfängt, wenn ihr so seid, wie ihr seid, und die Welt gehen laßt, wie sie geht; wenn wir nur recht wach wären, wir würden nicht mehr unsre Partei nehmen. Wir würden uns nicht mehr an ein paar Formeln, an einer aufgewärmten oder exaltirten Frömmigkeit genügen lassen, und um unsre gemütliche Sorglosigkeit wäre es geschehen. Wir lägen auf der Lauer und bekämpften die Sophismen, die unsern und andrer Blick umnebeln; wir bekämpften auch die Ungerechtigkeit, die auf diesen Sophismen ruht.

Haben wir die Faulheit des Geistes abgeschüttelt, so beginnt der Kampf mit der des Willens. An die Arbeit ohne Illusion! Das Gute ist schwer genug, und die mutige selbstlose Anstrengung zum Guten ist schon ein verwirklichtes Gut.

Wer nichts versucht, nichts aufs Spiel setzt, ist leicht geneigt, sich zu vollkommner Unfähigkeit zu verurteilen.

Man wollte einst einen wackern Mann von einer edeln That abhalten durch den Einwand, es gelinge ihm nicht. Gut, war die Antwort, wenn ichs versuche, glückt es vielleicht nicht, aber wenn ich es nicht einmal versuche, glückt es sicher nicht. Also! — Versuchen wir nur, und seien wir nie faul! Es kommt die Nacht, da niemand wirken kann; nutzen wir den Tag!

L Monod

Kaiser Friedrichs II. Stellung zur Religion und Kirche

4

Im Jahre 1216 war Innocenz III., der große Papst, gestorben. Erbe seiner Machtstellung und seiner Pläne ward Honorius III., in seiner Weichheit und Nachgiebigkeit das Gegenstück des Vorgängers. Friedrich II. hat diesen Papst, man darf wohl sagen, zum Narren gehalten. Bei seiner Krönung in Aachen hatte der junge König von Deutschland gelobt, einen Kreuzzug zur Befreiung des heiligen Grabes zu unternehmen. Er fand immer wieder Mittel und Wege, mit der Erfüllung seines Gelübdes zu zögern. Honorius drängte stets von neuem, er ist schließlich darüber hinweggestorben. Sein Nachfolger Gregor IX. war ein Mann ganz andrer Art, einer der starrsten, hartnäckigsten, unbeugsamsten Hierarchen, die je auf dem Stuhle Petri gesessen haben, ein gelehrter Scholastiker, wie es scheint ohne eigne Gedanken, nur beseelt von dem einen Wunsch der Mehrung päpstlichen und kirchlichen Ansehens, also gänzlich entgegengesetzt dem hochgebildeten, von weltlichen Idealen erfüllten, jedem hierarchischen Wesen feindlichen, recht eigentlich unkirchlichen Friedrich. Er hat sofort, unter Androhung des Bannes, den Kaiser an sein Versprechen gemahnt. Der machte einen Versuch, stach in See, kehrte aber gleich zurück und entschuldigte sich mit Krankheit und einer Seuche, die in seinem Heere ausgebrochen sei, ihm das Unternehmen unmöglich mache. Im November 1227 sprach nun der Papst den Bann über Friedrich aus, aber der Kaiser, als ob ihn dieser Gedanke reizte, unternahm nun gerade den Kreuzzug. Ein vom Papste gebannter Kaiser, der das heilige Grab zu erobern auszieht, und der vor der Abfahrt in einem Manifest an seine Kreuzfahrer lebhafteste Kritik übt an dem, der ihn gebannt hat! Aber es ist alles außerordentlich an diesem „Kreuzzug." Ohne Schwertstreich, durch Vertrag erreicht Friedrich vom Sultan, was die frühern Kreuzfahrer nur mit Blut oder gar nicht hatten erkaufen können: Nazareth, Bethlehem, Jerusalem werden den Christen abgetreten, wenn dafür den Moslims gestattet wird, in Omars Moschee ihre Anbetung auch fürderhin zu verrichten. Am Morgen nach der Vollziehung des Vertrags trat der Kaiser mit seinen Großen in die Kirche vom heiligen Grab und setzte sich selbst die Krone auf. Mit moslimischen Gelehrten hat er ernste philosophische und religiöse Gespräche geführt. Der Sultan bezeugte ihm seine Achtung nicht nur durch Geschenke, er hat ihn auch einmal von einem Anschlag auf sein Leben unterrichtet, den die Templer und die Johanniter geplant hatten. Von dem zurückgekehrten Kaiser mußte der Papst, nachdem seine Schlüsselsoldaten zu Paaren getrieben waren, den Bann nehmen. Ein Jahrzehnt etwa verging, für Friedrich meist in aufregenden und aufreibenden Kämpfen mit den widerspenstigen lombardischen Städten, aber auch in gesetzgeberischer Thätigkeit für sein sizilisches Reich. 1239 that Gregor den Kaiser von neuem in den Bann, Friedrich beantwortete diesen Schritt mit einer Rechtfertigung seines Verfahrens, die zugleich eine Herausforderung an den Papst bedeutete, dieser aber warf nun den letzten Rest von Zurückhaltung von sich und schleuderte dem Kaiser Vorwürfe ins Gesicht, die freilich alles hinter sich lassen, was bisher ein Papst einem Kaiser zu sagen gewagt hatte. Dieses letzte Dokument ist es vornehmlich, das uns einen Blick werfen läßt in die Anklagen, die von seiten der Kirche und des Papstes gegen den Kaiser erhoben wurden.

Im Eingang vergleicht Gregor den Kaiser mit dem Tier der Offenbarung Johannis in Kapitel 13 und geht dann zu den einzelnen Vorwürfen über, die er ihm zu machen hat: Verrat an der Kirche, schlechte Behandlung ihrer Anhänger, meineidiges Verhalten gegenüber seinen Versprechungen, endlich Ketzerei und Gotteslästerei:

Indem der Kaiser es ausspricht, daß er von Uns, dem Statthalter Christi, nicht gebannt werden könne, thut er selbst kund, wie schlecht er auch von den übrigen Hauptstücken des christlichen Glaubens denkt. Sollte aber jemand zweifeln, daß er sich in die Worte seines eignen Mundes verstrickt habe, der höre zum siegreichen Beweise der Wahrheit: dieser König der Pestilenz behauptet — Wir bedienen Uns seiner eignen Worte —: die ganze Welt sei von drei Betrügern, Moses, Muhammed und Christus getäuscht worden, deren zwei in Ehren, der dritte aber am Holze hangend gestorben seien. Außerdem hat er mit lauter Stimme zu versichern oder vielmehr zu lügen gewagt: alle die seien Thoren, die da glauben, der allmächtige Gott, Schöpfer Himmels und der Erden, sei von einer Jungfrau geboren worden. Diese Ketzerei unterstützt er durch den Irrtum, daß keiner ohne eine vorhergegangne Vereinigung des Mannes mit dem Weibe geboren werde, und daß der Mensch überhaupt nichts glauben dürfe, was sich nicht durch die Natur der Dinge und vernünftige Gründe erhärten lasse.

Bedenkt man, was vorangegangen war, so kann man freilich begreifen, daß der Papst sich vom Zorne hat hinreißen lassen, solche bisher unerhörte Anschuldigungen gegen einen Kaiser auszusprechen. Aber klug handelte er nicht: denn er konnte von diesen Ungeheuerlichkeiten eben doch nur den kleinsten positiv und gerade den bedeutendsten Teil nicht beweisen. Friedrich war es leicht gemacht, in einem Manifest den Vorwurf des Unglaubens entrüstet zurückzuweisen und fast höhnisch um den Beweis zu bitten: niemals sei derartiges über seine Lippen gekommen, er glaube fest an den Sohn Gottes, man möge ihn doch examiniren. Seinerseits erklärte er nun den Papst für den Antichrist, für einen andern Bileam, den das Gold verführe, für den Fürsten über den Fürsten der Finsternis.

In der That, gerade die Hauptbeschuldigung, das Wort von den drei Betrügern, hat die Kurie niemals beweisen können, und sie hat sich durch die Unvorsichtigkeit, mit der sie die Anklage erhob, ohne Zweifel bloßgestellt. Der Papst ist in seinem Zorn sich der Regel nicht bewußt geblieben, daß man der bestimmten Ueberzeugung, die man von jemandes Thun und Lassen haben kann, eben doch ohne einen strikten Beweis in Händen zu haben nicht öffentlichen Ausdruck geben soll. Keine Frage, daß dem Kaiser, auch wenn er das Wort nicht selbst gebraucht haben sollte, der Gedanke geläufig war. Schon dem Philosophen Averroes ward der gefährliche Vergleich nachgesagt; er ist im dreizehnten Jahrhundert immer da aufgetaucht, wo man einen unliebsamen Gegner stigmatisiren wollte. Ja, man hat schließlich ein Buch daraus gemacht, und die verschiedensten Freigeister, auch Friedrich II., sollten es verfaßt haben. Und in der That ist dieses Wort eine höchst prägnante Zusammenfassung der Gedanken, die ein Averroes, die die Averroisten, die also auch Friedrich über das Verhältnis der Religionen unter sich und zur Wahrheit hegen mußte. Es war ein bon mot, ein frivoles allerdings, in dem sich die wirkliche Stimmung recht eigentlich offenbarte. Nun sagte man Friedrich manches Aehnliche nach. Beim Anblick des heiligen Landes habe er gerufen: „Wenn der Gott der Juden Neapel gesehen hätte, er würde gewiß Palästina nicht so gelobt haben." Oder als er an einem Weizenfeld vorüberritt, im Gedanken an die Hostie: „Wieviel Götter könnte man aus diesem Getreide backen." Das sind schlechte Scherze, die sich nur erlauben wird, wer für die Verletzung des Heiligen, die in solchen Worten liegen kann, kein Verständnis besitzt; aber zum mindesten die letzte Rede könnte auch ein enragirter Protestant führen, und sie ist ähnlich oft genug gebraucht worden. Ein Protestant braucht es vollends dem Kaiser nicht zu verübeln, wenn er, als er eines Tages die Hostie zu einem Kranken tragen sah, ausrief: „Wie lange wird dieser Betrug noch dauern!"

Es kommt für die geschichtliche Betrachtung darauf nicht an, ob Friedrich das ihm vom Papste zur Last gelegte Wort so oder so, ob er es überhaupt gesprochen hat. Wo überall er als Fürst in die Oeffentlichkeit trat, da hat er dem christlichen Glauben, hat er auch der katholischen Kirche seine Reverenz gemacht. Als er zu Marburg an der Leiche der heiligen Elisabeth stand, jubelte er darüber, daß er gewürdigt sei zu sehen, wie der Herr in Rücksicht auf die Verdienste dieser Heiligen die Wunder erneuert habe. Er konnte hinweisen auf sein

Auftreten gegen die Ketzer, das ihm die Kirche Dank wissen mußte. Er konnte sich darauf berufen, daß er den Gottesdienst, daß er die Messe oft besuche; er hat in seiner Antwort an den Papst nachdrücklich darauf hingewiesen, daß er mit der ganzen Christenheit sich zu den Artikeln des Glaubens bekenne, und er wird sie oft genug bekannt haben; er hat eben hier Mosen für den Freund und Vertrauten Gottes erklärt, von Muhammed dagegen will er vernommen haben, daß sein Leib in der Luft schwebe, von Teufeln umlagert, seine Seele aber in der Hölle gemartert werde, weil seine Werke finster und dem Gesetze des Allerhöchsten zuwider seien. Wer den Kaiser kannte, der wird solche Reden schwerlich für Ernst gehalten haben. Zum mindesten die Muhammed betreffende Behauptung wurde durch des Kaisers regelmäßigen intimen Verkehr mit muhammedanischen Gelehrten kurzer Hand widerlegt: und dieser Verkehr ist denn auch die Hauptwaffe gewesen, die die Gegner immer wieder gegen den Kaiser erhoben haben. Als im Jahre 1245 zu Lyon Innocenz IV., Gregors Nachfolger, den Kaiser kraft seines apostolischen Amtes des Thrones für verlustig erklärte, da spielte freilich unter den Vorwürfen die Ketzerei wieder ihre Rolle, aber jene Behauptung von den drei Betrügern wagte der Papst nicht zu wiederholen, und auch gegenüber Friedrichs Rechtfertigung hat er es bei allgemeinen Redensarten bewenden lassen.

5

Dem Historiker steht es nicht zu, zu richten, aber er ist nicht gebunden, sich jeglichen Urteils zu enthalten. Es beweist doch stets eine gewisse Befangenheit des Urteils, wenn man eine große historische Erscheinung wie Kaiser Friedrich nach einem andern Maßstab beurteilen will, als den er selbst an sich und an die Dinge angelegt hat. Das geschieht zum Beispiel da, wo man aus seinen offiziellen Aeußerungen über Kirche und Christentum den Protestanten heraushört und sein Urteil, wie noch Friedrich von Raumer that, in die Worte zusammenfaßt: „So mochte der forschende, zweifelnde Kaiser ein besserer Christ sein als mancher bloß abergläubige Bettelmönch.“ Ganz abgesehen davon, daß dieser Vergleich abgeschmackt, der Gegensatz gesucht ist, wir sind durchaus nicht berechtigt, den Kaiser zu einem guten Christen zu machen. Friedrich war wesentlich irreligiös. Soweit auch die Religionen zu ihrem Teil eine Antwort zu geben versuchten auf die großen Rätsel der Welt, hatten sie natürlich auch für ihn, den Erkenntnisdurstigen, ihr Interesse; soweit sie Antwort geben wollten auf die Frage nach dem Schicksal der einzelnen Menschenseele, nach dem Heil, hat er ihnen Interesse schwerlich entgegengebracht. Die Antwort selber anzunehmen sah er sich in keinem Fall veranlaßt, schon deshalb nicht, weil sie in der Form, wie sie die Kirche vortrug, das Sacrificium intellectus, das Opfer des Verstandes, von ihm verlangte, das zu bringen er weniger als irgend ein andrer gewillt gewesen sein wird. Was Gregor ihm vorgeworfen hat: daß nach seiner Ansicht der Mensch nichts glauben dürfe, was nicht durch die Natur der Dinge und vernünftige Gründe könne bewiesen werden, das wird sein eigentliches Glaubensbekenntnis gewesen sein. Und wenn er eine Antwort hätte geben sollen auf die im dreizehnten Jahrhundert viel erzählte Parabel von den drei Ringen, er hätte entweder mit den Achseln gezuckt oder bekannt: keiner der Ringe ist der echte.

Mit diesem Maßstab also will der Kaiser gemessen, als Freigeist will er beurteilt sein. Er erinnert aufs lebhafteste an seinen großen Namensvetter, an Friedrich II. von Preußen. Wie dieser die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts auf dem Throne darstellt, so der Kaiser die Aufklärung des dreizehnten Jahrhunderts. Friedrich der Große hat sich Voltaires berühmtes Wort: Ecrasez l'infame! zwar angeeignet, aber er hat es in anderm Sinne gefaßt. Eine Vernichtung des Christentums als solchen hat er weder für möglich noch für wünschenswert gehalten: er ist viel zu klug gewesen, um die Meinung zu hegen, daß die Menge jemals statt der Offenbarungsreligion eine Vernunftreligion werde annehmen oder gebrauchen können. Wohl aber hat er die Kirche als Sitz des Aberglaubens, der priesterlichen Herrschsucht und der Unduldsamkeit zum Gegenstand schärfster Angriffe gemacht, während er andrerseits atheistischen Radikalismus stets scharf mißbilligt hat. Für seine Person aber steht Friedrich der Große dem Christentum als einer positiven, historischen Religion durchaus ablehnend gegenüber: es enthält nach seinem eignen Worte „Fabeln, die ungereimter, thörichter, lächerlicher sind als die ausschweifendsten Erfindungen des Heidentums,“ die nur eine „alberne und stupide Leichtgläubigkeit“ annehmen kann, und in seinen zahlreichen Schriften und Briefen finden sich Aeußerungen genug, die an jene erinnern, die über ein halb Jahrtausend früher der andre Friedrich gebraucht haben mag.

Friedrich der Große hatte aber nicht mit einem Gegner zu kämpfen, wie der, an dem des Staufen Macht und Wort doch gescheitert ist. Sein berühmtes: „Hier muß jeder nach seiner Façon selig werden“ hat er geäußert, als es sich um eine Verfügung zu Gunsten der katholischen Kirche handelte. Wäre ihm diese Kirche entgegengetreten wie Gregor IX. oder Innocenz IV. dem Staufenkaiser, so würde er sehr wahrscheinlich dem Grundsatz gefolgt sein, daß die prinzipielle Intoleranz keine Duldung verlangen kann, und die kaiserlichen Manifeste gegen den Papst wären ihm aus der Seele geschrieben gewesen.

Kaiser Friedrich hat in einer Stunde, als ihn die päpstliche Macht hart bedrängte, den Sultan darum beneidet, daß er in seinen Reichen nicht mit einem solchen herrschsüchtigen Priester zu rechnen habe. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Päpste in jener Zeit keineswegs Vertreter rein christlicher Gedanken waren. Der Kampf zwischen Kaiser und Papst ist lediglich ein Kampf um die Weltherrschaft, und religiöse Motive kommen gerade bei den bedeutendsten Päpsten, wenn überhaupt, erst an zweiter Stelle in Betracht. Friedrich hat das nur zu gut gewußt: er hatte nicht umsonst als Knabe und Jüngling dem großen Politiker Innocenz III. abgesehen, wies gemacht wird. Für seine Person hat er vor Papst und Kurie eine unsägliche Verachtung besessen; aber diese Verachtung mußte, weil es sich um ein Institut handelte, dem auch der geriebenste Politiker nicht beikommen konnte, sich in Haß verwandeln. Aber zum Reformator war Friedrich nicht geboren. Es ist fast rührend zu bedenken, wie die Volkssage gerade von diesem Manne die große Reform erwartet hat, dem das herzliche Verhältnis zum Volk und seinen Bedürfnissen gänzlich abgegangen ist. Wir wissen es schon: gerade sein Kampf mit dem Papsttum ist es gewesen, der ihn mit solcher Glorie umhüllte. Alles, was in diesem Papsttum einen Schaden der Christenheit sah, hielt sich an Friedrich als den Vollstrecker des Gerichts, und wir dürfen nicht vergessen, daß eben die geheime Scheu des Volkes vor ihm in der ihm zugewiesenen Rolle des Antichrists zum Ausdruck kommt. Je mehr aber die Sage vom wiederkehrenden Kaiser zur Volkssage wurde, um so weniger hat sie die konkreten Züge des ursprünglichen Friedrich bewahrt.

Daß Friedrich den wunden Punkt im päpstlichen System erkannte und daß er es verstand, den Finger darauf zu legen, hat er in jenem Manifest gezeigt, das er vor der Abfahrt ins heilige Land seinen Kriegern zugehen ließ. Es ist sehr geschickt abgefaßt; der Kaiser, oder wer ihm das Schriftstück in die Feder diktirt hat, redet salbungsvoll, gelegentlich sogar mit religiösem Pathos. Nur ungern hat er sich von der Hoffnung losgesagt, daß den Päpsten wirklich das Wohl und Wehe des heiligen Landes am Herzen liege, daß es ihnen nicht lediglich darum zu thun sei, den Kaiser zu verderben! Aber: „das Ende aller Zeiten scheint zu nahen, denn die Liebe, die alles beherrscht und erhält, vertrocknet, nicht in den Nebenbächen, sondern in Stamm und Wurzeln.“ Es ist die „römische Weise,“ die Unterthanen gegen ihre Fürsten aufzuhetzen; zur „unersättlichen Blutsaugerin“ ist die römische Kirche geworden; nicht mehr die Mutter und Ernährerin, die Stiefmutter ist sie, Ursprung und Wurzel aller Uebel. Besonders wirksam ist der Vergleich mit der ersten Kirche, der Kirche der apostolischen Zeit, die Heilige in so großer Zahl erzeugte und auf Armut und Unschuld gegründet war: kann doch niemand einen andern Grund legen, als den unser Herr Jesus Christus gelegt hat. „Jetzt aber, da die angebliche Kirche sich in Reichtümern wälzt, auf Reichtümern einherschifft, nur durch Reichtümer erbaut, steht zu befürchten, daß das ganze Gebäude zusammenstürze!“

Solche und ähnliche Worte, wie etwa in der Rechtfertigung von 1239, mußten in den Herzen von Tausenden einen lebhaften Wiederhall finden, und gewiß schrieb sie der Kaiser in ehrlichem Zorn. Vergeblich aber sehen wir uns neben solcher einschneidenden, berechtigten Kritik nach wirklichen Positionen um. Wäre es Friedrich wirklich um eine Reform zu thun gewesen, er hätte den zahlreichen Oppositionsparteien, etwa den Waldensern, Sympathien entgegengebracht. Gerade er aber ist es gewesen, der diese „Ketzer“ mit Feuer und Schwert bedroht hat. Gerade von Friedrich stammt die erste umfassende Ketzergesetzgebung, durch die er den wütenden Dominikanern in die Hände gearbeitet hat. Und warum hat er das gethan? Weil diese Ketzer in radikaler, umstürzlerischer Weise vorzugehen schienen, was dem Aufklärer auf dem Throne höchst unangenehm war. Eine solche Desavouirung der Kirche und ihrer Institutionen würde er, auch wenn er ihr etwa innerlich die Zustimmung nicht versagt haben sollte, in der Oeffentlichkeit nie geduldet haben.

Es wird einem nicht ganz wohl in der Gesellschaft des Kaisers; man spürt an ihm etwas von dem Hauch des Geistes, der stets verneint. Und doch umweht diese glänzende Persönlichkeit ein Zauber, dem man sich nicht leicht entziehen wird. Kann man kein Herz zu Friedrich fassen, so muß man ihn doch bewundern. In ihm gipfelt die weltliche Bildung seiner Zeit, er hat vieles von dem vorausgeahnt oder vorausgenommen, was erst in spätern Jahrhunderten zur Entwicklung gelangt ist. Er war ein Meister in der Kunst des Lebensgenusses; nicht unrichtig hat man die großen Hoffeste, an denen sich der ganze Glanz kaiserlicher Macht und kaiserlichen Reichtums entfaltete, Feiertage der ghibellinischen Bildung genannt, heiter und anmutig, sinnlich und geistig anregend. Er hat mit größtem Eifer seinen Regentenpflichten obgelegen, freilich im Sinne des aufgeklärten Despotismus, und als ersten Diener seines Staates hat er sich schwerlich angesehen. Wie er Kunst und Wissenschaft förderte, ist an einigen Beispielen wenigstens dargethan worden. So wird, wer Verständnis besitzt für Wissenschaft und Kunst, für die Poesie des Lebens, auch Friedrich II. Verständnis entgegenbringen; und er wird auch nicht vergessen, daß von den mancherlei ungesunden, überspannten Erzeugnissen in der Religionsgeschichte des dreizehnten Jahrhunderts, vor allem aber von der beschränkten Religiosität des Papsttums und seiner Paladine der Skeptiker sich abhebt als eine zum mindesten höchst bedeutsame und interessante Erscheinung. Der Kaiser aber, der nach langen Jahrhunderten dem Kyffhäuser entstiegen ist, war doch ein andrer Mann. Auch Friedrich II. hätte sagen können: „Ich will, daß meinem Volke die Religion erhalten bleibe.“ Aber in seinem Munde hätten diese Worte eine andre Bedeutung gehabt als in dem Munde des Kaisers, der ein Herz hatte für sein Volk, und der sich mit ihm eins wußte auch in den höchsten Fragen.

G. Krüger

Neue Funde aus alter Zeit

4. Der Fund vom Sinai*)

Vor fünfzig Jahren etwa zog ein junger deutscher Gelehrter durch die unwirtliche Felsenwüste nach dem Sinai. Es war nicht fromme Abenteurerlust, wie sie manchmal wohl die Menschen ergreift und hintreibt zu den Stätten, wo die Heiligen der Vorzeit einstmals wandelten. Für sie war freilich der Sinai schon von alter Zeit her ein beliebtes Ziel. In der schweigsamen Einöde des Gebirges sah man, von wandernden Beduinen geführt, den Ort, wo Gott mit Mose geredet, folgte den Zügen des Volkes im Geiste, ja man schaute sogar in die Erdspalte hinein, die, nach dem Zeugnis der Führer, Aaron als Gußform für das goldne Kalb gedient hatte. Und mitten in dieser großartigen und durch die Erinnerung an eine heilige Geschichte geweihten Gebirgswelt hatten sich Mönche bereits im vierten Jahrhundert in Kloster und Kirche einen Aufenthaltsort geschaffen, wo sie, fern vom Geräusch einer in Lastern sterbenden und durch Sünden gefährlichen Welt mit Gott reden konnten, wie der Moses des alten Bundes. In mühsamer

*) Vgl. Jahrg. 1894, Nr. 7, 8, 9.

Arbeit hatten sie dem harten Granit die kümmerliche Erdscholle abgerungen, auf der sie das Wenige zogen, ohne das auch der genügsamste Mensch sein Leben nicht zu fristen vermag. Gastfrei boten sie den Pilgern, die auf steilem Wege das Klosterthal erreichten, was sie zur Erfrischung hatten: getrocknete Früchte oder frisches Gemüse und kühlen Trunk. Bei ihnen fand auch der deutsche Reisende entgegenkommende Aufnahme.

Aber nicht frommer Wandertrieb hat Konstantin Tischendorf — so hieß der Reisende — hinausgeführt in die Sinaiwüste und nicht die Freude an einer großartigen Natur. Er suchte nach verborgnen Schätzen und hoffte sie zu finden in der Bibliothek des Sinaiklosters. Sein Ziel war, eine Ausgabe des griechischen Grundtextes des Neuen Testaments mit all den Mitteln herzustellen, die moderne Wissenschaft für derartige Arbeiten bereit hat. Dort, in der abgelegnen Sinaischlucht, im Katharinenkloster, das noch niemand daraufhin durchstöbert hatte, hoffte er alte Handschriften zu finden, dort seinem Ziel, einen der ursprünglichen Gestalt möglichst nahe kommenden Text zu erhalten, näher zu rücken. Seine Hoffnung wurde nicht getäuscht. Er fand die Handschrift, die seitdem unter den Namen Codex Sinaiticus berühmt geworden ist, und die nun die kaiserliche Bibliothek in St. Petersburg als Kleinod unter Glas und Rahmen aufbewahrt. Sie stammt aus dem vierten oder vielleicht fünften Jahrhundert und ist, wenn man auch zunächst ihre Bedeutung stark überschätzte, dennoch ein höchst wertvolles Hilfsmittel der biblischen Wissenschaft geworden. Wie sie Tischendorf fand, das ist eine Geschichte für sich, die ich hier nicht erzählen will.

Fünfzig Jahre sind seit dieser Zeit verflossen, da setzt wieder ein Fund auf dem Sinai die Gelehrtenwelt in Aufregung, und schwer läßt sich schon jetzt sagen, welches seine Bedeutung für die biblische Wissenschaft sein wird.*)

Im Herbst 1892 ging durch die Zeitungen die Notiz von einem wichtigen Fund, den im Februar zwei gelehrte englische Damen in dem Katharinenkloster auf dem Sinai gemacht hatten. Sie, die der syrischen wie arabischen Sprache mächtig waren, hatten die syrischen Handschriften in der Klosterbibliothek gemustert. Dabei war ihnen auch eine Handschrift, die eine Anzahl von Heiligenlegenden, ein Glaubensbekenntnis und ein Gedicht des syrischen Dichters und Gelehrten Ephräm enthielt, in die Hände gefallen. Die Handschrift war in schlimmer Verfassung, und ihr Inhalt schien nicht besondrer Beachtung wert. Es mochte wohl seit langer Zeit niemand mehr den Band, den vermutlich vor alters einmal ein Pilger als Erkenntlichkeit für seine Aufnahme im Kloster zurückgelassen hatte, in die Hand genommen haben. Das Geschlecht der Mönche war praktischer geworden, und der Staub der Bücherstube lockte die Klosterinsassen noch weniger als die rauhe Luft, die auf jenen Höhen dem Wanderer draußen um den Kopf weht. So verkamen die Bücher in Moder und Schmutz. In solchem Zustande war auch jene Handschrift.

Dennoch fesselte ein Umstand die beiden Besucherinnen. Unter jenen Heiligenleben schimmerten die Spuren älterer Schrift hervor. Es kam in früherer Zeit nicht selten vor, daß man, um zu sparen, bereits benutztes Pergament durch Abreiben oder auch durch kräftiges Abwaschen zur Aufnahme von neuer Schrift tauglich machte. Mit Hilfe chemischer Mittel ist es noch möglich, die alte unter dem später aufgeschriebnen Texte stehende Schrift hervorzulocken; oft hat auch der Zutritt der Luft diese Arbeit besorgt, sodaß man unter der deutlichen Schrift die blassen Züge der ältern Hand hervorschimmern sieht. Eine solche doppelt beschriebne Handschrift war auch jener Band.

Nun galt es die untere Schrift zu entziffern. Das war keine kleine Aufgabe, denn die Seiten waren nicht selten zusammengeklebt, und der aufliegende Schmutz verbarg häufig wohl auch die obere Schrift. Mühesamer und unverdrossener Arbeit gelang indessen das schwierige Werk. Es stellte sich heraus, daß durch die Sparsamkeit eines Spätern äußerst wertvolle

*) The four gospels in Syriac, transcribed from the Sinaitic Palimpsest by the late Robert L. Bensly and by J. Rendel Harris and by F. Crawford Burkitt. With an introduction by Agnes Smith Lewis. Cambridge, 1894.

Reste einer ältern Zeit erhalten worden waren. Denn die unterliegende Schrift enthält außer ein paar Blättern von zwei griechischen Handschriften, von denen eine das Evangelium des Johannes, die andre eine bis jetzt noch nicht ermittelte griechische Schrift bot — beide aus dem vierten Jahrhundert stammend — eine alte syrische Evangelienübersetzung, von der nur eine verhältnismäßig kleine Zahl von Blättern nicht als Schreibunterlage benutzt wurde und dadurch verloren ging.

Das alles? wird vielleicht der eine oder andre unsrer Leser fragen. Nur gemach; die Sache ist doch so unwichtig nicht. Vor kurzem hat Professor Nestle in unserm Blatte gezeigt, welche Wichtigkeit die Beobachtung gewisser Eigentümlichkeiten der handschriftlichen Ueberlieferung gewinnen kann. Wer sein Neues Testament etwa in der nicht genug zu empfehlenden Uebersetzung Weizsäckers liest, ahnt nicht, welche Mühe es gekostet hat, den Grundtext nach allen Regeln der Kunst aus der unendlichen Verschiedenheit der Handschriften und Uebersetzungen herzustellen. Aber noch ist die Arbeit nicht gethan; ja man kann wohl sagen, daß wir noch in den Anfängen stecken, und daß jeder Tag Neues, Ueberraschendes lehren kann. Denn fast dreihundert Jahre lang war man nicht allzu skrupulös in der Ueberlieferung der heiligen Schriften. Die Folge davon war eine heillose Verwilderung des Textes. Einer der größten Theologen der alten Kirche, der auch für die Aufgaben der Textreinigung ein offnes Verständnis hatte, und der wenigstens für die griechische Uebersetzung des Alten Testamentes die Lösung dieser Aufgabe mit einer auch heute noch erstaunlichen Umsicht versuchte, Origenes, schrieb in einer Erklärung des Matthäusevangeliums um das Jahr 247:

Auch wenn die einzelnen Handschriften nicht in vielen Punkten von einander abwichen, sodaß kein Exemplar des Matthäusevangeliums mit dem andern übereinstimmt, und ebenso auch die übrigen Evangelien, so würde jemand nicht gottlos erscheinen, der annimmt, daß hier das Gebot: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst,“ das Jesus nicht zu dem Reichen gesagt, (später) zugefügt worden sei.*) Nun sind aber bekanntlich die Abweichungen der Handschriften von einander zahlreich, entweder infolge der Leichtfertigkeit der Abschreiber, oder infolge der verwerflichen Keckheit derer, die die Korrektur der Handschriften besorgten, oder auch infolge davon, daß man bei der Korrektur hinzusetzte oder wegließ, was einem richtig schien.

Diese Worte geben uns ein Bild, wie es mit der handschriftlichen Ueberlieferung der Evangelien um das Jahr 250 ausgesehen haben mag. Und sie sind um so bedeutungsvoller, als sie von einem Manne stammen, der für die Abweichungen der einzelnen Handschriften ein scharfes Auge hatte und der sich auch die Mühe nicht verdrießen ließ, zahlreiche Handschriften genau anzusehen.

Darum ist alles mit Freuden zu begrüßen, was unsre Kenntnis des Zustandes der Evangelien in der alten Zeit vermehrt. Und dazu dient auch in besonderm Maße jene neugefundne syrische Uebersetzung. Sie geht natürlich auf ein griechisches Original zurück, und mag der Uebersetzer auch an einzelnen Stellen nicht mehr Sorge für die Genauigkeit seiner Arbeit getragen haben, als jene griechischen Schreiber, von denen Origenes redet, so schimmert doch im ganzen seine Vorlage noch leidlich erkennbar durch.

Wie wichtig das im einzelnen sein kann, mag an zwei Beispielen erläutert werden. Matth. 1, 16 lautet heute nach dem griechischen Text: „Jakob aber zeugte den Joseph, den Mann der Maria, von welcher Jesus, welchen man Christus heißt, geboren ist.“ Dafür hat die syrische Uebersetzung: „Jakob zeugte Joseph, Joseph, dem die Jungfrau Maria verlobt war, zeugte Jesus, welcher Christus genannt wird.“ Bekanntlich ist der Stammbaum, der die Davidsohnschaft Jesu feststellen soll, bei Matthäus auf Joseph hinausgeführt. Der Widerspruch, der darin liegt, daß nach dem Stammbaum Joseph

*) Es handelt sich um die Erklärung des Abschnittes Matth. 19, 16 ff. Origenes hat im Vorhergehenden zu zeigen versucht, daß die Worte in V. 19 „und: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst,“ die bei Markus (10, 19) und Lukas (18, 20) fehlen, gar nicht in den Zusammenhang hereinpassen und von jemand, der den Sinn der Stelle nicht recht verstand, zugesetzt worden seien. Um diese Annahme noch weiter zu begründen, beruft er sich auf die Abweichungen der Handschriften von einander.

der Vater Jesu ist, während nach der folgenden Erzählung Jesus von der Jungfrau Maria stammt, ist schon früh empfunden worden. Man hat ihn zu mildern gesucht, indem man dem Vers 16 die Form gab, in der wir ihn jetzt lesen. Bei dem Syrer sehen wir in die Entstehungsgeschichte dieser Aenderung hinein. Joseph war in dem Stammbaum als Vater Jesu bezeichnet. Man schob nach Joseph ein: „dem die Jungfrau Maria verlobt war,“ als „Klammer zur Anknüpfung der folgenden Erzählung“ (Wellhausen). Doch genügte das später nicht mehr. Man änderte daher so, wie wir heute lesen.*)

Als zweites Beispiel möge die Uebersetzung des Abendmahlsberichtes bei Lukas hier stehen (Luk. 22, 14 ff.):

Und als die Stunde kam, setzten sie sich zu Tisch, er und seine Jünger mit ihm. 15) Und er sprach zu ihnen: mich hat verlanget das Pascha mit euch zu essen, bevor ich leide; 16) denn ich sage euch, ich werde es nicht mehr essen, bis das Reich Gottes sich erfüllet. 19) Und er nahm das Brot und sprach den Dank darüber und brach und gab es ihnen und sagte: „Dies ist mein Leib, den ich für euch hingebe; so sollt ihr thun zu meinem Gedächtnis.“ 17) Und nachdem sie das Mahl gehalten, nahm er den Kelch und sprach den Dank und sagte: „nehmet diesen, teilt ihn unter euch; dies ist mein Blut, das neue Testament; 18) denn ich sage euch: von nun an werde ich nicht mehr von dieser Frucht trinken, bis das Reich Gottes kommt. 21) Aber die Hand des Verräters ist mit mir auf dem Tisch u. s. w.**)

In einer seit einer Reihe von Jahren bekannten, nur in Bruchstücken erhaltenen syrischen Uebersetzung, die mit der neugefundenen eng verwandt ist, fehlen die oben gesperrten Worte. Man vergleiche diesen Text einmal mit dem herkömmlicherweise überlieferten, dann mit Mark. 14, 22 ff., Matth. 26, 26 ff. und 1. Kor. 11, 23 ff., so wird man die Bedeutung der neuen Uebersetzung für die Feststellung dessen, was Jesus bei der Einsetzung des Abendmahls gesprochen hat, ermessen können.

Aber ist es nicht eine bedenkliche Sache für unsern Glauben, daß der Wortlaut der Evangelien nicht mit voller Sicherheit ermittelt werden kann, — daß, wie das Vorstehende zeigt, durch die rastlose Arbeit immer und immer wieder am Einzelnen gebessert werden kann und muß? Es könnte so scheinen. Aber es ist nicht so. Was von all dieser kleinlichen Arbeit unberührt bleibt, ist das Bild unsers Herrn. Mag man auch einzelne seiner Worte richtiger verstehen lernen, mögen einzelne seiner Züge eine andre Gestalt gewinnen, daran ändert all diese, heut so viel verschrieene und so vielen verhaßte Kritik nichts, daß er es ist, von dem wir Leben und Seligkeit nehmen. Die Arbeit wird gethan und muß gethan werden. Für sie gilt aber auch, daß, was aus der Wahrheit stammt, nicht wider die Wahrheit sein kann, sondern dazu dienen muß, diese freimachende Wahrheit immer heller ins Licht zu rücken.

E Preuschen

Die Alexiusbrüder

Mit Schmerz und Entrüstung hat ganz Deutschland in den Pfingsttagen die Enthüllungen des Prozesses Mellage aufgenommen. Der Angeklagte wurde zum Kläger, die Kläger erschienen als Verbrecher, und das „Unschuldig,“ das der Gerichtshof über den Angeklagten aussprach, gab die Brüder und ihre Aerzte dem Zorn der ganzen Nation Preis. Sie waren nicht, wie der Priester und Levit, an dem Unglücklichen vorübergegangen — o nein! unter dem Aushängeschild des barmherzigen Samariters haben sie ihn gequält, gepeinigt, gemartert!

Ich habe nicht den Beruf, auf den Prozeß und seine Folgen näher einzugehen.***) In diesem Falle wird bei der allgemeinen Erregung in Deutschland wohl das Nötige zur Abhilfe geschehen, und schon ist damit begonnen worden. Aber ich bin in diesen Tagen so oft gefragt worden: Wer sind die Alexiusbrüder? — daß ich vielleicht auch den Lesern der Christlichen Welt einen Gefallen erweise, wenn ich die Frage hier beantworte.

*) Vgl. dazu die schon früher in diesem Blatte empfohlene Broschüre „Geboren von der Jungfrau.“ 3. Aufl. Berlin, Walther, 1895.

**) Nach Wellhausen.

***) Ein Artikel von fachkundiger Seite folgt in nächster Nummer.

D H

Die Alexiusbrüder gehören — auffallend genug! — von Hause aus zu dem Zweige mittelalterlicher frommer Kongregationen, der die Sympathie evangelischer Christen in besondrer Weise für sich in Anspruch nimmt. Die Stiftung des Franziskanerordens am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts ist der Ausgangspunkt für eine zwiefältige Entwicklung des abendländischen „Mönchtums“ geworden. Gemeinsam ist beiden Entwicklungen die Entschränkung des Mönchtums und der thätige Dienst an der Christenheit. Aber während der eine Zweig sich ganz in den Dienst der weltherrschenden Kirche und des Papsttums stellte und seine endgiltige Form im Jesuitenorden erhielt, stellten sich die andern in den Dienst der Notleidenden und Armen, der Verirrten und Vernachlässigten. Zugleich wollten sie das Evangelium in die untern Schichten der Gesellschaft tragen und Buße und wahrhaft christliches Leben im Volke und unter den Geringsten erwecken. Eine große einheitliche Ausgestaltung, wie solche der andre Zweig im Jesuitenorden erhalten hat, haben aber diese helfenden Brüder im Katholizismus niemals erlangt. Die Priesterkirche selbst hemmte eine solche und hat sie bereits in der Art, wie sie den Franziskanerorden von Anfang behandelte, unterdrückt. Das ist wohl verständlich. Jene Kongregationen zur Pflege der Laien und des Laienchristentums brauchten notwendig eine elastische Organisation, waren darauf angelegt, sich in Freiheit zu entwickeln, und erzeugten naturgemäß eine gewisse Selbständigkeit des geistlichen Lebens unter den Laien gegenüber dem Kirchentum. Eben deshalb wurden sie von der Kirche mißtrauisch betrachtet, nicht selten verboten oder in ihrer Entwicklung aufgehalten, und die Kirche war stets bestrebt, wenn sie sie duldete, ihnen die festen Formen des ältern Mönchtums zu geben und sie dadurch bis zu einem gewissen Grade unschädlich zu machen. Ganz Unrecht hatte sie mit ihrem Mißtrauen auch nicht; denn in diese freiern Kongregationen flüchtete sich im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nicht nur manche Abneigung gegen die verweltlichte Priesterkirche, sondern auch Schwärmerisches und Häretisches. Offenbar bereiteten sie den Boden für die Reformation vor, indem sie das Gefüge der Kirche lockerten und ein selbständiges Laienchristentum teils absichtlich teils unabsichtlich beförderten.

In die Reihe dieser Kongregationen gehören auch die Alexiusbrüder, eine aus Laienbrüdern bestehende Vereinigung — aber mit der Augustinerregel —, deren Aufgabe ist, Kranke, besonders Irrsinnige zu pflegen und die Toten zu bestatten. Entstanden ist die Vereinigung höchst wahrscheinlich in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zur Zeit der großen Pest, des „schwarzen Todes,“ am Mittelrhein als eine unter vielen ähnlichen Laienverbrüderungen jener schrecklichen Zeit. Ursprünglich hießen sie einfach „arme Brüder,“ auch „Celliten.“ Der Name ist bisher nicht sicher erklärt. Einige denken an cella = Grab, andere an „Zelle,“ so daß sie als Bewohner einzelner Zellen in einem und demselben Hause bezeichnet wären (?). Dunkel ist auch ihr Verhältnis zu den gleichzeitigen Begharden; vielleicht sind sie ursprünglich mit ihnen identisch. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts treffen wir sie bereits in Aachen, wo sie eine Kapelle zu Ehren des heiligen Alexius (im Jahre 1462) weihen, den sie zu ihrem Schutzpatron erwählt hatten. Nach ihm wurden sie nun genannt, und dieser Name verdrängte die ältern. Der heilige Alexius ist ein ganz legendarischer Heiliger, angeblich des fünften Jahrhunderts, der aber für uns erst im neunten in der Kirche auftaucht. Ein vornehmer römischer Jüngling, soll er am Hochzeitstage geflohen sein und 17 Jahre auswärts, dann weitre 17 Jahre unerkannt im Elternhause als oft mißhandelter Sklave die niedrigsten Dienste geduldig um Gottes willen verrichtet haben. In Rom wurde ihm später auf dem Aventin eine Kirche geweiht, und seitdem verbreitete sich sein Kult. Im Abendland ist der 17. Juli sein Tag; auch im Orient wird er als Heiliger mit dem Beinamen „der Gottesmensch“ am 17. März verehrt.

Die Alexiusbrüder hatten ursprünglich keine feste Regel, sondern lebten nach selbst gegebnen, von den Bischöfen bestätigten Ordnungen. Von den Franziskanern als ihren natürlichen Rivalen oft bedrängt, wurden sie von einzelnen Päpsten

geschützt. Der Papst Pius II. gestattete ihnen im Jahre 1459 die Gelübde abzulegen, d. h. sich als Mönchsorden zu organisiren, und der aus den Reihen der Franziskaner hervorgegangne Papst Sixtus IV. gab ihnen 1473 die Augustinerregel. In dieser Gestalt, den Charakter einer Laienbrüderschaft bewahrend, haben sie bis zum Ende des vorigen Jahrhunders am Rhein und in Belgien in mehreren Ordensprovinzen bestanden, sind aber über diese Gegenden selten hinausgedrungen. Nachteiliges über sie ist damals öffentlich nicht bekannt geworden. Die französische Revolution gab auch ihnen einen schweren Stoß, nahm ihnen den Charakter eines Ordens und brachte sie an den Rand des Untergangs. Allein in der Zeit der großen Restauration des Katholizismus sind sie wieder erweckt worden. Im Jahre 1854 wurde die Vereinigung als Bruderschaft mit den für alle Eintretenden obligatorischen feierlichen Gelübden, also als Orden, wiederhergestellt. Aachen wurde das Mutterhaus; die Regeln wurden revidirt und vom Papst 1870 bestätigt, wobei er den Orden unter seine unmittelbare Aufsicht stellte. Der Orden, der im Jahre 1882 außer Aachen, wo der Generalobere residirt, elf Plätze besaß (fünf in Deutschland, einen in Belgien, zwei in England, drei in Amerika; siehe das katholische Kirchenlexikon von Kaulen Band I), hat immer noch eine beschränkte Ausdehnung. Die Regierung und Verwaltung ist die jetzt in den meisten Orden übliche nach Provinzen (Vorsteher: der Provinzial) und Häusern (Vorsteher: der Rektor). Schwarzer Talar und schwarzer Mantel bilden die Kleidung. Es giebt auch einen entsprechenden weiblichen Orden der Cellitinnen nach der Regel Augustins zur Krankenpflege, der in denselben Gegenden am meisten verbreitet ist, wo die Alexiusbrüder arbeiten.

So wenig es eine Entschuldigung giebt für die empörende Behandlung der Kranken seitens der Brüder, die der Prozeß aufgedeckt hat, so nahe liegt eine Erklärung. Der Charakter des Ordens als einer aus Laienbrüdern bestehenden Kongregation bringt es mit sich, daß vorherrschend ungebildete oder wenig gebildete Männer in ihn eintreten — gewesene Unteroffiziere, Schuster u. s. w. Solchen Händen darf die Pflege von Kranken, namentlich aber von Epileptischen und Irrsinnigen, nur anvertraut werden unter sachverständiger strengster Aufsicht und liebevoller Leitung; denn ungebildete Wärter und Wärterinnen, selbst gutartige, sind erfahrungsgemäß geneigt, sich von der Ungeduld und dem Widerwillen gegenüber Blöden fortreißen zu lassen und zu schlagen. Im Kloster ändert sich in der Regel der natürliche Sinn nicht; am wenigsten verfeinert sich die Empfindung und wächst die Geduld. Die katholische Kirche hat daher ganz Recht, wenn sie — das zeigt ihre Geschichte — den aus Laien gebildeten Orden nicht eben günstig ist und sie einzuschränken und zu überwachen sucht. In diesem Fall hat sie allerdings ihre Pflicht nicht erfüllt. In den aus Priestern gebildeten Orden ist in der Regel eine gewisse Garantie dafür gegeben, daß ein Maß von Bildung und Gesittung vorhanden ist, welches die Hochachtung rechtfertigt, die den Mönchen entgegengetragen wird, und das den Pflichten und Rechten entspricht, die ihnen zukommen. In den Laienorden ist eine solche Garantie nicht vorhanden; Männer stehen hier in hohem Ansehen und üben einen verantwortungsreichen Beruf aus, die im bürgerlichen Leben nur zu ganz subalternen und unpersönlichen Diensten zugelassen würden. Einem barmherzigen Samariter kann man freilich getrost die Kranken anvertrauen, ohne nach seinem Herzen und nach seiner Bildung zu fragen, aber kein Orden barmherziger Samariter ist vor dem Eindringen der Unbarmherzigkeit geschützt, zumal wenn er nicht für die Kranken, sondern nur für die „Samariter“ selbst zur erwünschten Versorgungsanstalt wird.

A Harnack

Von der letzten Waldensersynode

In Torre Pellice fand vom 3. bis zum 7. September die Synode der Waldenser statt. Auf der Reise dorthin hatte ich in Turin einige Stunden Aufenthalt, wo an denselben Tagen ein katholischer Congresso eucharistico abgehalten wurde. Etwa vierzig Bischöfe sah ich mit großen Hirtenstäben durch eine

cht gedrängte Volksmenge, in der nur einige wenige das Haupt
tblößten, nach der Metropolitankirche ziehen, die mit Teppichen
nd Silber reich geschmückt war und von mehr als 1500 Lichtern
leuchtet sein sollte. Gerade Turin mit der Erinnerung an
s große Mirakel vom 6. Juni 1453 wurde in klerikalen
chriftchen als besonders geeignete Stätte für jenen Kongreß
zeichnet. „Durch dieses außerordentliche Mirakel hat es dem
sten, größten Gott gefallen, die Piemontesen im allgemeinen
nd die Turiner im besondern im Glauben zu stärken gegen die
nachbarten Ketzer, namentlich die Waldenser in den Thälern
inerolos."

In Exilles war nämlich die silberne Hostiendose gestohlen
nd in einen Sack gethan, um von einem Maultiere fortgeschafft
werden. Durch verschiedne Orte war man gekommen, als
Turin vor der Kirche San Silvestro das Maultier stehen
ieb, niederfiel und weder durch Drohungen noch durch Schläge
n der Stelle zu bewegen war. Darauf öffnete sich der Sack,
e Hostiendose erhob sich in die Luft, und die zahlreich ver-
mmelte Menge erhielt einen staunenswerten Beweis der
irklichen Gegenwart Jesu Christi in der geweihten Hostie:
e Dose fiel zur Erde, in der Luft blieb nur die runde Hostie
nd leuchtete — klarer als die Sonne — ins Angesicht der
stürzten Bürger. Inzwischen wurde der Bischof davon be-
chrichtigt und kam mit dem Kapitel und Klerus herbei. Und
ährend man auf den Mienen der Menge das Staunen und
f ihren Lippen die Bitte las: Bleibe bei uns, Herr, ließ der
ischof sich einen Kelch bringen und hielt ihn — am Boden
egend — unter die heilige Hostie. Und sie kam in den Kelch
nd wurde feierlich in die Kirche getragen, wo sie die außer-
dentlichsten Wunder wirkte.

Noch vieles hätte ich über sie erfahren können, aber ich
ar nun bereits genügend auf die Waldensersynode vor-
reitet und setzte meine Reise fort.

Die Synode wurde durch einen Gottesdienst eröffnet, an
n sich die Ordination dreier Kandidaten schloß. Die Ver-
andlungen fanden in der Casa Valdese statt, die zur Er-
nerung an die zweite Säkularfeier der ruhmreichen Rückkehr
r Waldenser in ihre Thäler im Jahre 1889 erbaut wurde.
ie Sitzungen dauerten täglich acht Stunden, waren sehr lebhaft
nd wurden von den zahlreich anwesenden Zuhörern aller
tände mit dem größten Interesse begleitet. Die Synode setzte
ch aus 99 stimmberechtigten und 12 beratenden Mitgliedern
sammen. Offiziell vertreten waren die schottischen Pres-
yterianer, die schottische Freikirche, die evangelische Kirche
Bürttembergs, das waldensische Hilfskomitee in London, die
ariser Missionsgesellschaft und das Domkandidatenstift in
erlin.

Den Vorsitz führte Professor D. Paolo Geymonat aus
lorenz, der in seiner Jugend von der toskanischen Regierung
er Verkündigung des Evangeliums wegen ins Gefängnis ge-
orfen, aber als Piemontese bald über die Grenze geschafft
urde. Vor Beginn der Verhandlungen traf die Nachricht ein,
aß S. Majestät der König in gerechter Schätzung der be-
ondern Verdienste des Professors Paolo Geymonat geruht
abe, ihn zum Ritter des Ordens der Heiligen Maurizio und
azzaro zu ernennen. Den lebhaften Beifall bezog der liebens-
ürdige Greis auf den König, der durch seine Auszeichnung die
Baldensersynode ehren wollte. Furchtlos gebe er ihnen einen
euen Beweis seiner Güte.

Wie oft sind die Könige Savoyens mit Feuer und Schwert
die friedlichen Alpenthäler der treuen Waldenser eingedrungen!
nd König Humbert kam zu ihnen freundlich gesinnt am
. September 1893, besuchte die Casa Valdese — zu deren
rbauung er einen Beitrag gespendet, und zu deren Einweihung
einen Vertreter entsandt hatte — und ließ sich die schlichte
irche in Torre Pellice zeigen, die er „einfach, sauber und
hön" fand. Bei seinem Scheiden erklärte er: wenn es ihm
öglich wäre, die waldensische Bevölkerung noch mehr zu
eben, so würde das jetzt der Fall sein. Diese hegt eine be-
eisterte Verehrung für ihn, und aus aller Herzen kamen die
elegraphisch ihm übermittelten Worte: „Die Waldensersynode
edenkt mit dankbarer Freude des Besuches des geliebten

Herrschers und fleht den göttlichen Schutz herab über seine Person, sein Haus, sein Reich." Hierauf traf folgendes Antworttelegramm an den Vorsitzenden ein: „S. Majestät der König, der ebenfalls mit großer Genugthuung an seinen Besuch einer so ergebnen und treuen Bevölkerung zurückdenkt, dankt der von Ihnen geleiteten Synode für die ihm ausgedrückten herzlichen Wünsche, die, wie immer, seinem Herzen sehr wohlgethan haben."

Trotz der Freude über die Auszeichnung des verehrten Präsidenten wurde doch nach zweimaligem Gebrauch des ihm soeben verliehenen Titels Cavaliere der Wunsch ausgesprochen und erfüllt, bei den Verhandlungen alle Titulaturen wegzulassen, weil die Waldenserkirche eine demokratische sei.

Mit Stolz blickte man auch auf das Alter dieser Kirche. Eine Turiner Zeitung hatte die Nachricht gebracht, die diesjährige Waldensersynode wolle die Verfassung modernisiren. Diese Bezeichnung wies ein Redner mit Nachdruck zurück und meinte, das würde dasselbe sein, wie wenn ein Greis seinen Bart blond färben wollte. Thatsächlich regt sich in den Gemeinden außerhalb der Thäler hie und da der Wunsch nach größerer Selbständigkeit. Schon jetzt haben die Missionsbezirke freilich ihre Konferenzen, diese aber können keine Beschlüsse fassen. Nun will man Bezirkssynoden mit diesem Rechte einrichten, jedoch so, daß es der Minderheit gestattet sein würde, an die „Tafel" oder die allgemeine Synode zu appelliren. Letztere soll dann seltener zusammentreten, das Evangelisationskomitee verschwinden, und die Mitgliederzahl der „Tafel" von fünf auf elf erhöht werden. Gegen die Sinodi regionali wurde geltend gemacht, daß ihnen zweierlei fehlen würde: die Zahl und das Geld, und daß durch sie die Missionsgemeinden von denen der Thäler immer mehr getrennt werden würden. Es wurde beschlossen, über die Verfassungsänderung die Meinung sämtlicher Gemeinden zu hören, die bis zum 30. Juni 1895 der betreffenden Kommission mitgeteilt werden soll, damit diese der nächsten Synode darüber Bericht erstatten kann.

Auch mit dem Bekenntnis von 1655 hatte sich die Synode zu befassen. Die Kommission schlug vor, einige mißverständliche Ausdrücke deutlicher im Sinne der Kirche zu erklären:

1. Wenn die Kirche die heilige Schrift in ihrer Gesamtheit als inspirirt und kanonisch betrachtet (Art. 3 und 4), so will sie nicht unbeachtet lassen, daß einige wenige Bücher nicht einstimmig von der alten Kirche in den heiligen Kanon aufgenommen sind.

2. Wenn sie die Korruption (Art. 8 und 10) des menschlichen Geschlechts behauptet, so meint sie nicht, daß im Menschen jede Spur des göttlichen Ebenbildes ausgelöscht sei, nach dem er geschaffen war; vielmehr bleibt in ihm eine gewisse Kenntnis Gottes, und ist das Sittengesetz in ihn eingeprägt, das ihn verantwortlich macht für das von ihm begangne Böse.

3. Wenn sie die gnädige Auswahl Gottes als Offenbarung betrachtet (Art. 11), so erkennt sie es als eine nicht weniger klar in den heiligen Schriften gelehrte Wahrheit an, daß Gott das Heil aller Menschen in Christo will.

4. Wenn sie bekennt (Art. 13), daß Jesus Christus wahrer Gott und wahrer Mensch ist, so will sie weniger auf Erklärungen geheimnisvoller Dinge bestehen, als auf die biblischen Zeugnisse über die Gottheit und Menschheit des Heilandes.

5. Wenn sie erklärt (Art. 29), daß wir in der Taufe gewaschen sind von unsern Sünden durch das Blut Christi und erneuert zur Heiligkeit des Lebens, so will sie nicht irgend eine Lehre von der Wiedergeburt durch die Taufe gutheißen, da die Wassertaufe vielmehr betrachtet werden muß als das äußere Zeugnis und Symbol der allein wirksamen Kraft der Gnade Gottes.

6. Wenn sie bekennt (Art. 30), daß wir im heiligen Abendmahl wirklich das Fleisch Christi essen und sein Blut trinken, so will die Kirche nicht den Glauben bekennen an irgend eine Art materiellen Essens des Leibes Christi, sondern sie meint, daß nur geistig die Seele dort sich nährt von Christus, durch den Glauben sich der Wohlthaten erfreuend, die durch das von ihm einmal für immer dargebrachte Opfer erworben sind.

Der Antrag, obige Erläuterungen den Gemeinden der Thäler und Missionsdistrikte zur Prüfung vorzulegen, wurde abgelehnt, dagegen das Corpo dei pastori, das in Fragen der Lehre allein zuständig sei, auf denselben Abend zu einer Sitzung berufen, in der nach längerer Diskussion der erste Artikel gestrichen, die übrigen aber angenommen wurden, was die Synode am folgenden Tage bestätigte. In der Erwartung lebhafter Erörterungen sah ich mich getäuscht.

Noch kürzer war das Verfahren bei einer Emeritirung.

Der Moderator, Pastor Pons, verlas bei dem Artikel „Emeritirte Pastoren" ein Emeritirungsgesuch. Er schloß daran warme Worte des Bedauerns über die Krankheit des treuen, begabten Pfarrers, der seiner Kirche ausgezeichnete Dienste geleistet hätte, sprach die Hoffnung aus, daß er mit Gottes Hilfe genesen und dann der Kirche weiter dienen könnte, und beantragte für ihn den Titel und die Rechte eines emeritirten Pastors, obwohl ihm das dazu erforderliche Alter noch fehlte. Der kranke Pfarrer, der an den Synodalverhandlungen sich hervorragend beteiligt hatte, fügte seinem Briefe einige Worte hinzu, und die Synode bewilligte ihm einstimmig die Emeritirung.

Derselbe herzliche, brüderliche Ton beherrschte die ganzen Verhandlungen. Wohl standen sich natürlich von Zeit zu Zeit die Meinungen gegenüber, aber die Liebe wurde nicht verleugnet.

Einen besonders freundlichen Empfang bereitete man D. Matteo Prochet, dem Vorsitzenden des Evangelisationskomitees. Man hatte schon geglaubt, auf seine Anwesenheit verzichten zu müssen, als ein Telegramm seine glückliche Heimkehr aus Amerika und seine Ankunft für den letzten Tag der Synode anmeldete. Das war ein Händeklatschen und eine Erregung im Saale und auf den Tribünen, als der stattliche Mann den Saal durchschritt und dann vom Vorsitzenden umarmt wurde. Er erstattete sofort Bericht über seinen Besuch der Waldenserkolonien Südamerikas, Colonia Valdense und Cosmopolita nebst Filialen, wo zwei Pfarrer in Segen arbeiten. Auch andre Kolonien konnte er besuchen; in einigen haben die Waldenser sich mit den Methodisten vereinigt, in andern sind sie selbständig geblieben. Eine bittet um einen Pastor aus den Thälern. Hie und da haben sich auch Deutsche, Schweizer und Engländer ihnen angeschlossen. Freudig hob der Redner hervor, daß die Waldenser im Gegensatz zu vielen andern Protestanten in Mischehen dort ihrer Kirche treu bleiben, ja Katholiken zu ihr herüberziehen:

> Die Waldenser kommen vorwärts in Amerika auch in numerischer Hinsicht, man findet dort Familien mit acht, zehn, zwölf, zuweilen fünfzehn Kindern.... Gott ließ unsre Väter im Jahre 1689 aus der Schweiz in diese Thäler zurückkehren, damit — so glaube ich — ihre Nachkommen Italien das Evangelium brächten. Und wenn ein Zweig von uns nach Südamerika gelangt ist, wo er jetzt gedeiht, so geschieht das — wie wir glauben — zu einem von Gott gewollten Zweck, zur Evangelisation jener fernen Länder. Und nun befinden wir uns gegenüber einer Thatsache von höchster Bedeutung. Dort in Amerika sind sehr zahlreiche zerstreute Schafe, Familien von unserm Fleisch und Blut, die niemand haben, der sie besuchen, im Evangelium unterweisen, in Trübsal trösten, ermahnen und auf den Weg des Guten führen kann. Andrerseits sind hier bei uns nicht wenige Evangelisten oder Pastoren, die mikroskopisch kleine oder stillstehende oder sehr langsam fortschreitende Kirchen zu leiten haben. Diesen beiden Thatsachen gegenüber muß man sich fragen: Ist es zu rechtfertigen, wenn wir hier Arbeiter haben für einzelne Wenige und dort hunderte unsrer Brüder ohne religiöse Pflege lassen? Es ist absolut notwendig, etwas für unsre waldensischen Brüder Südamerikas zu thun.

Um sogleich das Interesse für sie zu beweisen, wurde eine Sammlung unter den Synodalen und in den Gemeinden für die im Bau befindliche Kirche von Colonia Valdense einstimmig beschlossen und ergab allein in der Synode 800 Lire, wie denn auch die Ausgewanderten der Heimat gedacht und Herrn D. Prochet für die Evangelisation Italiens 2000 Lire eingehändigt hatten. Aber damit begnügte man sich nicht, die Synode erklärte es für eine Pflicht der Kirche, für die geistlichen Bedürfnisse der Brüder in Südamerika zu sorgen, und beauftragte damit das Evangelisationskomitee, weil die „Tafel" für diesen Zweck keine Mittel besitzt. — Zur Zeit ist bereits ein Pfarrer auf der Reise, und ein andrer wird ihm bald nachfolgen, sodaß dann vier Pfarrer der südamerikanischen Diaspora dienen werden.

Mit der Evangelisation Italiens geht es, wie aus den Worten des D. Prochet schon ersichtlich, nicht überall vorwärts. Der Jahresbericht über die Evangelisationsthätigkeit der Waldenserkirche von 1893 schildert die Schwierigkeit des Arbeitsfeldes folgendermaßen:

> Um unser geliebtes Volk streitet sich ein aus gröbster Unwissenheit erwachsener Aberglaube und der im Gewande des Patriotismus einhergehende Unglaube. Die Italiener im allgemeinen kennen da Evangelium durchaus nicht. Die Aufgeklärtesten selbst haben davon gan unklare Begriffe. Die, die mit dem blinden Glauben gebroche haben, beschäftigen sich überhaupt nicht mehr mit der religiösen Frag und scheinen an das eigne Seelenheil gar nicht zu denken.

Immerhin sind Fortschritte zu verzeichnen. Die Zahl de Kommunikanten ist von 3616 im Jahre 1883 auf 5018 i Jahre 1894 gestiegen. Die Waldenser sind überall und un ermüdlich. Die beständige Ausdehnung ihres Evangelisations werkes legt ihnen große Opfer auf. Infolge des Todes wohl thätiger Freunde und der allerorten herrschenden wirtschaft lichen Krisis war vor Jahresfrist ihre finanzielle Lage ein äußerst schwierige. Am 1. Juli vorigen Jahres hatten sie ei Defizit von 68536 L., am 31. Oktober bereits von 92956 L Die ohnehin geringen Gehälter wurden um 5 Prozent gekürzt man kam überein, auf 10 ja 15 Prozent zu verzichten, eh man sich zur Einschränkung des Arbeitsfeldes entschließen würde Man erließ einen Notschrei, es gingen Kollektanten hinaus z den Glaubensgenossen der andern Länder, und nunmehr konnt man Gott aus Herzensgrund danken, der das Vertrauen de Waldenser nicht zu Schanden werden ließ und für sie Herze und Hände öffnete. Verhältnismäßig das meiste brachte Italie selbst auf, nämlich 55907,32 L., aus Amerika gingen 57066,41 L ein, aus England 74641,20 L., aus Schottland 93613,40 L aus Deutschland 40144,05 L., bedeutend mehr als in frühere Jahren, aber wenig im Verhältnis zu der kleinen Schweiz, di 39075,39 L. beisteuerte. Wenn nun auch die finanziellen Nöt für den Augenblick gehoben sind, so sind die Waldenser doc nach wie vor der Unterstützung des Auslandes dringend be dürftig.

Hörstel

Herr Professor D. von Nathusius und der Evangelisch-soziale Kongreß.

Es war keine willkommne Kunde, die das Juniheft de Allgemeinen konservativen Monatsschrift dem Publikum brachte als es die Erklärung des Herrn von Nathusius in Greifswal veröffentlichte, wonach der geehrte Herr fortan den Kongreß dessen treuer Teilnehmer er bis dahin gewesen ist, nicht meh besuchen zu können glaubte. — Leider handelte es sich ja be dieser Erklärung offenbar um eine Absage prinzipieller Art denn sie war nicht nur eingehend begründet, sondern sicherlic auch nicht ohne Absicht unmittelbar vor dem Zusammentritt de diesjährigen Kongresses veröffentlicht worden. Was Wunde also, wenn sie Eindruck machte und wenn es Aufsehen erregte daß ein Professor der Theologie, der soeben noch ein gedanken reiches Werk über die sozialen Aufgaben der Kirche veröffentlich und darin des Evangelisch-sozialen Kongresses vielfach lobend Erwähnung gethan hatte, diesem nun plötzlich so entschieden di geistige Gemeinschaft aufkündigte! — In der That blieb die be dauerliche Thatsache denn auch nicht ohne fühlbare Wirkung; sie hiel manchen liebgewordnen Freund vom Kongresse fern und machte andre, die bereits durch die Legenden über den Frankfurter Kongreß und durch die Verhandlungen in den Parlamenten stutzig geworden waren, noch vorsichtiger und zurückhaltender

Was war es denn nun aber, was Professor von Nathusius zu seiner offnen Absage veranlassen konnte, und was seinem Schritte eine gewisse Bedeutung gab? Es war ja wohl je und je schon früher vorgekommen, daß sich einzelne angesehene Männer vom Kongreß abgewandt hatten, weil sie von einem Zusammenwirken der Vertreter verschiedner theologischer Richtungen auf sittlich-sozialem Gebiet keinen Segen für Kirche und Gesellschaft erwarten zu können meinten; noch niemals aber war dieser Schritt in so scharf ausgeprägter Weise geschehen, mit so eigenartigen Gründen belegt und von so schweren Vorwürfen gegen die leitenden Organe des Kongresses begleitet worden. Freilich war es darum auch noch niemals so geboten wie jetzt, auf die geltend gemachten Gründe näher einzugehen und die wirkliche Sachlage aufzuklären.

Vorab ist dabei mit Genugthuung zu konstatiren, daß Professor von Nathusius in dem Zusammenwirken verschiedner kirchlicher Richtungen auf sozialem Gebiet durchaus keine Gefahr

das kirchliche Leben erblickt, daß er es vielmehr noch heute einen großen Wurf Stöckers erachtet, alle evangelischen iften, die sich an der Erneuerung des sozialen Lebens be- gen wollten, zu einem Kongreß versammelt zu haben. Er reitet daher auch keineswegs das Vorhandensein eines großen einsamen Arbeitgebiets, erblickt dieses vielmehr mit Recht in gemeinsamen Kampf gegen Materialismus und Egoismus, e in dem Bestreben, eine öffentliche Meinung zu bilden, die allmählich in soziale Reformen im christlichen Sinne umzu- n die Kraft habe.

Auch der mannigfach mit Recht oder Unrecht gerügte ttantismus in wirtschaftlichen Fragen, der im Kongreß hier da zu Tage getreten sein soll, ist es nicht, der Herrn von husius zur Absage veranlaßt hat, so hoch er auch die Gefahren hlägt, die in unsrer Zeit mit dem Streben nach sozialer orm verbunden sind; man würde sich, wie er meint, darüber en verständigen können und würde gerade durch gegenseitiges sprechen den Gefahren sozialer Schwarmgeisterei am besten gnet sein.

Das alles ist also für Professor von Nathusius kein Grund Trennung gewesen; was ihn vom Kongreß geschieden hat, vielmehr ein andres: er sieht die Bedingungen der Ge- nschaftlichkeit, nämlich einen einigermaßen gleichen Anteil der chiednen theologischen Richtungen an der Beeinflussung des gresses und die erforderliche gegenseitige Rücksichtnahme einander, nicht mehr gewahrt.

Zunächst äußerlich. Soviel er nämlich wisse, führt er gebe es außer dem Aktionskomitee und einem weitern Aus- sse des Kongresses noch einen Vorstand, in den nicht weniger fünf Professoren Ritschlscher Observanz berufen seien, deren gelisch-soziale Thätigkeit zum Teil nur darin bestehe, daß eben diesen Platz einnehmen. Durch diese geflissentliche Zu- mensetzung der leitenden Organe aber müsse es allmählich n kommen, daß die Gesichtspunkte des kirchlichen Glaubens Bekenntnisses bei den Kongreßverhandlungen nicht mehr Geltung kämen, man müsse vielmehr darauf gefaßt sein, daß Kongreß bei der gegenwärtigen Leitung Kundgebungen gehen, die bei dem evangelischen Volke nur Verwirrung des eils anrichten könnten — dafür aber lehne er seinerseits die antwortung ab.

Wir unterbrechen hier die Ausführungen des Herrn von husius und halten uns für berechtigt, ihm zuzurufen: So- Sätze, soviel Irrtümer!

Zunächst ist die Annahme, es existire neben dem Aktions- itee und dem Ausschuß noch ein besondrer Vorstand, eine chaus irrige, wovon sich Herr von Nathusius durch Rückfrage dem Unterzeichneten oder bei Herrn Hofprediger Stöcker t hätte überzeugen können. Will man allerdings den ersten zweiten Vorsitzenden des Aktionskomitees „Vorstand" nennen, mag man es thun — dann aber ergiebt sich aufs klarste, im Vorstande nicht ein einziger Professor Ritschlscher ervanz sitzt, sondern ein Vertreter der positiven Union und schlichter evangelischer Laie.

Das Aktionskomitee selbst aber besteht zur Zeit aus vier- n Mitgliedern, von denen man sieben zur Richtung der itiven Union, sechs zur kirchlichen Mittelpartei und einen zu kirchlich Liberalen rechnen darf. Als theologische Professoren schlscher Observanz sind nur zwei, Harnack und Kaftan, an- hen, oder falls man auch Freiherrn von Soden dazu rechnen , höchstens drei, denen dann als geistliche Anhänger der itiven Union Stöcker, Burckhardt und Rahlenbeck gegen- rstehen.

Man wird in Wahrheit nicht angeben können, wie das ionskomitee mit mehr Rücksichtnahme auf die verschiednen ologischen Richtungen zusammengesetzt sein sollte; wenn Herr Nathusius das eine „geflissentliche" Zusammensetzung nennt, mag er ja Recht haben — sie soll eben geflissentlich den schiednen Richtungen entsprechen.

Nichts ferner berechtigt ihn zu der Behauptung, es sei zu irchten, daß unter der jetzigen Leitung die Gesichtspunkte kirchlichen Glaubens und Bekenntnisses im Kongreß all- hlich nicht mehr zur Geltung kommen würden. Ich will als

Laie nicht mit ihm über die Worte „Glauben" und „Bekennt- nis" streiten, will ihn vielmehr nur daran erinnern, daß noch beim vorjährigen Kongreß das dem kirchlichen Gebiet am nächsten stehende Hauptreferat vom Professor Cremer, seinem Greifswalder Kollegen, erstattet worden ist, und daß er selbst Zeuge der grundsätzlichen Zustimmung gewesen ist, die dessen Ausführungen im Kongreß gefunden haben.

Woher also seine Befürchtung stammt, daß vom Kongreß Kundgebungen ausgehen könnten, die beim evangelischen Volke nur Verwirrung und Unheil anrichten würden, dafür ist er in seinen Ausführungen den Beweis schuldig geblieben. — Er selbst weiß ja übrigens zur Genüge, daß der Kongreß gar nicht die Aufgabe hat, Kundgebungen über theologische Fragen und Kontroversen ins Volk zu werfen, und er darf sich versichert halten, daß dies „unter seiner jetzigen Leitung" auch nicht ge- schehen wird.

Wunderbar! Bis vor Jahresfrist kamen die theologischen Angriffe gegen den Kongreß von ganz andrer Seite; damals waren es die kirchlich Liberalen, die sich für seine eigentliche, von Herrn von Nathusius so klar und trefflich gekennzeichnete Aufgabe nicht erwärmen konnten und ihn um seiner kirchlichen Haltung willen beargwöhnten — jetzt aber soll er nun plötzlich nach Herrn von Nathusius zu einem „Kongreß der innern Mission für die modernen Theologen" geworden sein, ohne daß doch in seinen Organen irgend welche Aenderungen vorgekommen sind. Ich gestehe offen, daß ich für diese Auffassung absolut kein Verständnis habe, und daß es in dieser Hinsicht andern Mitgliedern des Kongresses nicht besser geht als mir selbst.

Nun erblickt freilich Herr von Nathusius einen mehr inner- lichen Konfliktsfall mit der von ihm vertretenen kirchlichen Richtung in dem Umstande, daß der Kongreß in diesem Jahre, trotz seines vorjährigen Protestes, einer Frau das Referat in der die Interessen des weiblichen Geschlechts doch offenbar aufs engste berührenden Frage über die „soziale Lage der Frauen" anvertraut habe.

Auch hier befindet er sich aber im Irrtum, wenn er an- nimmt, daß es das Aktionskomitee gewesen sei, das den be- züglichen Beschluß gefaßt habe, und daß dieser Beschluß unge- achtet seiner im Namen vieler geäußerten Bedenken nicht modi- fizirt worden sei.

Die Sache liegt wesentlich anders. Nicht das Aktions- komitee, sondern das eigentlich maßgebende Organ des Kon- gresses, der weitere Ausschuß, hatte im vorigen Frühjahr den Beschluß gefaßt, auch den Mitgliedern seiner evangelisch-sozialen Frauengruppe das Wort auf den Kongressen zu gestatten; als er jedoch sah, daß dieser Beschluß von einigen seiner Mit- glieder — darunter in erster Linie bei Herrn von Nathusius — auf Bedenken stieß, modifizirte er ihn im Herbste v. J. aus- drücklich dahin, daß bis auf weiteres lediglich dem Vor- sitzenden die Befugnis eingeräumt werden sollte, in geeigneten Fällen auch Frauen zum Worte aufzufordern. Darnach war also von einem „öffentlichen unterschiedlosen Reden der Frauen" — wie es Herr von Nathusius nennt — vor- läufig gar nicht mehr die Rede, sondern nur noch von einer rednerischen Beteiligung der Frauen in solchen Fällen, wo es dem Kongreß darum zu thun sein mußte, das Denken und Em- pfinden christlicher Frauen unmittelbar kennen zu lernen und den Eindruck ihres Wortes unvermittelt auf sich wirken zu lassen. — Herr von Nathusius mag mir glauben, daß diese Aenderung des frühern Beschlusses in erster Linie auf eine Rücksichtnahme gegen ihn und seine Gesinnungsgenossen zurück- zuführen ist; daß aber der Ausschuß soweit hätte gehen sollen, aus Gründen, die von seiner überwiegenden Mehrheit nicht geteilt wurden, nun ganz von seinem Beschlusse zurückzutreten und auf das Anhören einer Frau bei der bereits seit Jahren geplanten Besprechung der sozialen Lage der Frauen völlig zu verzichten, das konnte er, wie ich meine, billigerweise nicht ver- langen. Lag doch für ihn noch eine besondre Kautel gegen etwaige Befürchtungen in dem Umstande, daß der ihm theolo- gisch wie persönlich nahestehende Hofprediger Stöcker bereit- willig das Korreferat übernahm.

Wie Herr Professor von Nathusius in alledem eine direkte

Provokation erblicken konnte, die seinen Austritt aus dem Kongreß zur Folge haben mußte, darüber wage ich kein Urteil zu fällen; wohl aber bedaure ich, daß der verehrte Herr nicht in der Lage war, den Vortrag der Frau Gnauck von Mund zu Ohr auf sich wirken zu lassen — er würde dann vielleicht gleich den vielen hundert gespannt lauschenden Zuhörern wahrgenommen haben, daß der Geist, der in jener stillen Stunde den Kongreß durchwehte, nicht ein Geist der Auflehnung gegen Gottes Ordnung war, sondern der freimachende, christliche Geist, der mit Paulus sprechen darf: Alles ist euer — ihr aber seid Christi.

Es wird immer Sache der Stimmung sein, ob jemand zu einer so freien und vielseitigen Institution, wie der Evangelisch-soziale Kongreß es ist, sich hingezogen fühlt oder nicht. Wenn aber ein Mann von öffentlicher Stellung und Verantwortung sich bewogen fühlt, einer solchen Institution öffentlich seine Mißstimmung zu bezeugen, so darf man beanspruchen, daß er sich gewissenhaft bemühte, thatsächliche Unrichtigkeiten von seiner Erklärung fern zu halten und mit der Darlegung seiner Gründe niemandem unrecht zu thun. Andernfalls darf er sich nicht wundern, wenn sein Vorgehen verletzend wirkt und eine Verständigung erschwert.

Nobbe

Drei Stücke von Kingsley

3. Das Britische Museum

Die Natur ist unendlich viel wunderbarer als die höchste Kunst. In dem geringsten Blatt jeder Hecke ruht ein größeres Geheimnis und eine größere Schönheit als in dem großartigsten Bilde, der edelsten Statue — und zwar in dem Maße unendlich herrlicher, als Gottes Werke unendlich größer sind denn die des Menschen. Die Menschen aber, die keine Muße haben, um die Natur in den grünen Feldern zu studiren (leider giebt es heutzutage deren gar zu viele, wenngleich vielleicht die Zeit noch kommen wird, in der sich alle dieses Segens freuen werden), zu denen sage ich, geht in das Britische Museum. Dort werden euch wenigstens einige Wunder der Natur nahe gebracht, wenn ihr nicht zu den Wundern der Natur hinausgehen könnt.

Das Britische Museum ist mein Stolz und meine Freude; denn es ist eins der wenigen Gebäude, zu dem der Engländer freien Zutritt hat — und dort können Reiche und Arme zusammentreffen, um angesichts jener Werke des Geistes Gottes, „bei dem kein Ansehen der Person ist,“ fühlen zu lernen, daß „der Herr der Schöpfer aller Dinge ist.“ In dem Britischen Museum und in der Nationalgalerie darf jeder meiner Landsleute sagen: Wie auch mein Rock oder meine Börse beschaffen sein mögen, ich bin ein Engländer, und deshalb habe ich ein Recht, hier zu sein. Ich darf mich dieser edeln Hallen rühmen und freuen, als wären sie mein Eigentum.

Englischer Handel, englische Industrie, die vereinten Unternehmungen und Bestrebungen des armen Seemanns wie des reichen Kaufherrn brachten die Kunstschätze ferner Länder hier zusammen, und diese herrlichen Statuen — wenngleich sie durch den Reichtum und Geschmack englischer Edelleute und Ehrenmänner, die sich gerade darin als edle und ehrenwerte Menschen zeigten, dorthin gebracht wurden —, es war dennoch der Genius der Künstler, jener Männer, die über allen Rangunterschieden stehen, jener Männer, die sich ihren Weg gebahnt haben nicht durch Geld oder hohe Geburt, sondern durch ihren innern Wert, der die Edelleute und Reichen auf den Wert dieser Altertümer aufmerksam machte und der Welt von ihrer Schönheit Kunde gab. Das Britische Museum ist ein wahrhaft ausgleichender Raum, wenn ich so sagen darf, und zwar in des Wortes tiefstem und geistigstem Sinne. Es straft auch jene landläufige Redensart Lügen: daß die Engländer es nicht wert seien, freien Zutritt zu den kostbaren Sammlungen zu erhalten, weil sie einen merkwürdigen Kniff hätten, mit ihren Fingern zu sehen, und die eigensinnige Art, ihren Namen an die Kunstwerke zu schreiben, sie somit zu entstellen und zu beflecken. Auf dem Kontinent könne man die Kunststätten für jedermann öffnen, aber den Engländern dürfe man nicht trauen, so heißt es.

Diese Unwahrheit wurde, wie gar manche andre, so oft
wiederholt, daß man sie jetzt als etwas ganz Sicheres annim
ich glaube aber sie ist grundlos, und ich sage das info
meiner Erfahrungen im Britischen Museum und in der Nation
galerie. In den einzigen mir bekannten Fällen, wo an die
beiden Kunststätten Beschädigungen vorgekommen sind, wa
die Uebelthäter weder Arbeiter noch rücksichtslose Straßenbub
sondern Personen, die, wie man dies nur zu oft falsch bezeich
hat, „eine gute Erziehung“ genossen hatten. Aber Nation
eigentum wird stets geachtet werden, weil alle Mensc
sich darüber freuen, wenn sie wissen, sie haben ein Recht d
zu weilen, und weil alle Besucher vorsichtig sind, denn sie fühl
sie haben auch ihren Anteil an den Schätzen, die sich dase
befinden. Besuche das Britische Museum während der Os
woche, dann siehst du dort hunderte und tausende von Mensc
jeden Alters und jeder Gesellschaftsklasse, sie wandern vo
an Skulpturen und Malereien, die durch einen Schlag zers
werden können, vorbei an Juwelen und Merkwürdigkeiten,
denen gar manche ihrem Geldwerte nach vielen unter ih
Nahrung und Obdach für Monate gewähren könnten — j
Schätze sind nur durch Glasscheiben geschützt, oft nicht ein
durch solche; und dann siehe, nicht ein Gegenstand wird
schädigt, viel weniger gestohlen. Ueberall herrscht Ordnu
Vorsicht, Aufmerksamkeit, redlicher Stolz bei dem Gedanken
des Vaterlandes Reichtum und Wissenschaft; ernste Ehrfu
vor den mächtigen Werken Gottes und Ehrfurcht vor den
Gott begeisterten Künstlern. Ich sage, Englands Volk erw
sich würdig, freien Zutritt zu allen Schätzen der Kunst zu hab
deshalb ist es die Pflicht aller derer, die dem Volke dazu
helfen können, ihren dahin zielenden Einfluß zu gebrauch
Welch edler, gerechter und wahrhaft brüderlicher Plan wäre
wenn sich alle Klassen der Gesellschaft vereinigen wollten,
eine freie Nationalgalerie für Kunst und Wissenschaft zu gründ
die alle Vorteile des bereits bestehenden Polytechnikums,
Kunstgesellschaft und der Britischen Institution in sich vereini
würde und von allen ohne Entgelt besucht werden könnt
Die Fabrikherren und die Männer der Wissenschaft müßten d
dann Proben ihrer neuesten Erfindungen dorthin senden dürf
Die Reichen sollten veranlaßt werden, für einige Monate
Jahre — wie es jetzt bei der Britischen Institution geschieht
alte und neue Bilder aus ihren Schlössern zu schicken, und z
nicht nur Bilder, sondern Kunstwerke und Merkwürdigkeiten a
Art, die jetzt in ihren Sälen oder Bibliotheken für andre Kun
freunde verborgen sind. Dort sollte dann den Besuchern n
Aufzeichnung ihres Namens und ihrer Wohnung das Recht
währt werden, jeden Gegenstand zu kopiren. Sicherlich könn
sich die Künstler und Männer der Wissenschaft freiwillig v
einigen, um, beseelt vom Geist des Patriotismus und der Lie
den Besuchern aller Gesellschaftsklassen die Wunder des Museu
zu erklären. Ich glaube wahrhaftig, wenn sich erst der Ge
der Brüderlichkeit in uns regt und verbreitet; wenn
Menschen erst eingesehen haben werden, daß es hier viele Mit
giebt, um die Menschen zu erziehen, zu bessern und zu v
einigen, die sonst keine Muße zum Studium haben und
wenig Gelegenheit, sich zu zerstreuen, die Branntweinschen
ausgenommen; und wenn wir erst fühlen könnten, daß hier
Gedanke gefaßt ist, der gleich segensreich für Reiche und Ar
wirkt, dann würde das Geld dafür sofort von manchem reic
Manne gegeben werden, den die Sehnsucht, Gutes zu thun,
füllt und dem man nur den rechten Weg dazu zeigen muß. A
mancher arme Tagelöhner trüge mit Freuden sein Scherfl
bei, damit ein Nationalmuseum im wahren Sinne des Wo
gebaut werden könnte. Man braucht sich nur an den G
der Aufopferung, des Patriotismus und der brüderlichen Li
— den Gott allein geben kann und den er, wie ich glau
in unsern Tagen den Menschen immer mehr und mehr e
flößt — zu wenden, um Großes zu erreichen. Nie fühlte
dies tiefer, als eines Tages, wo ich vor dem Schaufenster ei
prächtigen Ladens in Oxfordstreet stand und die Kolibris
wunderte, die man in einem Glaskasten ausgestellt hatte.

---

*) Seit dieser Aufsatz im Jahre 1848 geschrieben wurde, sind v
solche Kunststätten eröffnet worden, in South Kensington und in m
reren großen Städten.

r entzückt von der Schönheit dieser gefiederten Juwelen, dann
n ich über die Bedeutung und den Zweck dieser Vögel nach.
arum jene köstlichen kleinen Geschöpfe viele Jahrhunderte uns
borgen gewesen sind, mit all der Pracht ihrer Rubin-, Sma-
gd- und Goldfarben verborgen in den Wäldern Südamerikas,
sie brüten, umherfliegen und dann sterben mußten, damit
ige Dutzend von all den Millionen ihrer Brüder zu uns
übergebracht würden, um das Auge der Menschen zu ent-
ken. Und ich fragte mich: warum hat Gott all diese un-
ligen Arten, diese Schätze nie vorhergesehener Schönheit
haffen? Da wurde mein Geist ganz wirr vor Freude und
chdenken; und wie es immer der Fall ist, wenn man die
schuldigste Wonne empfindet, „da wandte ich mich um, um
ine Freude zu teilen," wie Wordsworth sagt, und dicht neben
r stand ein großer, starker Kohlenträger, mit einem Schlapp-
, weißen Strümpfen, kurzen, bauschigen Beinkleidern und
iter Bluse, der die Kolibris ebenso ernsthaft anstaunte, wie
selbst. Er drehte sich gleichzeitig mit mir um, und ich
kte in ein freundliches, männliches Gesicht, mit einer breiten,
Ruß geschwärzten Stirn, unter der ein Paar scharfe, leuch-
de Augen voll bewundernder, lächelnder Teilnahme in die
inigen strahlten. Wir fühlten uns in jenem Augenblicke als
eunde. Wären wir Franzosen gewesen, dann würden wir uns ver-
tlich in die Arme gesunken sein und uns sofort mit einander ver-
idert haben. Da wir aber ein paar schweigsame, ungeschickte
gländer waren, starrten wir uns nur eine halbe Minute
t dem herrlichen Gefühl des gegenseitigen Verständnisses an,
n sprachen wir zugleich: Ist das nicht schön? Wahrhaftig,
s ist herrlich! Darauf drehten wir uns beide wieder dem
den zu, um unsre Kolibris zu bewundern.

Ich habe früher niemals so gründlich wie in jenem Augen-
k erfahren — obgleich ichs Gott sei Dank schon oft vorher
pfunden habe —, daß alle Menschen Brüder sind; daß dies
ht nur ein politischer Lehrsatz, sondern eine von Gott ver-
nete Thatsache ist; daß die Parteimauern des Ranges, der
ode und des Geldes nur ein papiernes Gefängnis sind, das
r selbst errichtet haben, und daß wir es jeden Augenblick
ch ein einziges herzliches und freundliches Gefühl einreißen
nen; daß der Geist Gottes ohne Ansehn der Person gegeben
rd; daß alle schönen Dinge dem Kohlenträger wie dem Geist-
hen gleich schön erscheinen, und daß angesichts der wunder-
ren Werke Gottes und des von Gott begeisterten Genius
iche und Arme sich begegnen und empfinden können, daß Kleid
d Glauben nicht den Menschen machen, und daß Ein Gott
Schöpfer aller ist.

Glaubet mir, meine Freunde, ihr Reichen und ihr Armen
und ich bitte euch, denket ernstlich über diese große Wahr-
t nach —, die Menschen werden sich niemals in wahrer
üderlichkeit vereinigen, wenn man ihnen nur das Ziel des
neinsamen eigennützigen Interesses zeigt, wie die Sozialisten
s versuchten. Nein: um für andre zu fühlen, müssen die
enschen erst mit einander fühlen lernen. Um gemeinsame
teressen zu erhalten, darf nicht der Gewinn als Ziel vorge-
lten werden, sondern ein Gegenstand gemeinsamer Bewunde-
ng. Damit die Menschen wissen, sie sind Brüder, müssen sie
len, sie haben einen Vater; und ein Mittel, sie fühlen zu
ren, daß sie einen gemeinsamen Vater haben, ist, daß sie mit
ander seine herrlichen Werke bewundern. M B

Verschiedenes

(Der Staat als Arbeitgeber und die Sonntagsruhe) Alle Ge-
ftsleute in Frankfurt a. M., die ihre Sendungen bei der Post ab-
en lassen, erhielten folgendes Schreiben:

„Frankfurt (Main), 18. Juni 1895

Sie werden ergebenst ersucht, auch an Sonn- und Feiertagen die
gleitadressen zu den für Sie eingegangnen Paketen abzuholen
r abholen zu lassen. Die Abholung der Pakete selbst kann an
n folgenden Werktage geschehen. Sollten Sie dem Ersuchen keine
lge geben, so würden gemäß der Bestimmung im § 42 zu V³ der
stordnung vom 11. Juni 1892 die am Samstag eingegangnen Pakete
am Montag Vormittag durch den Paketbesteller gegen Er-
bung des Bestellgeldes in die Wohnung oder in das Geschäfts-
al gesandt werden müssen. Kaiserliches Postamt I"

Als Kuriosum sei zunächst erwähnt, daß die Unterbrechung der Sonntagsruhe in Frankfurt die Zeit von $^1/_2$11 bis 1 umfaßt, die Post aber an Sonntagen früh von 7 bis 9, nachmittags von 5 bis 7 expedirt. Wie soll nun der gewissenhafte Staatsbürger seine Paketadressen abholen lassen oder abholen, ohne mit der gesetzlichen Sonntagsordnung in Konflikt zu geraten?

Aber gesetzt, diese Schwierigkeit bestünde nicht oder würde klug überwunden: wo bleibt auf Seiten der Postbehörde die Erfüllung ihrer sozialen Pflicht? Die Post nötigt die Geschäfte, Sonntags zu arbeiten, auch über und gegen ihren Willen, sie nötigt die Prinzipale, ihre Angestellten für Aufträge zu verwenden, mit denen diese sie gern unbehelligt ließen.

Es ist ja zu erwarten, daß die Verfügung des kaiserlichen Postamts zu Frankfurt einem siegreichen Widerstande begegnet. Aber bezeichnend ist sie für die Auffassung, die „der Staat als Arbeitgeber" von seinem Berufe hat. Solchen Erlebnissen gegenüber kann man nur noch lebhafter bedauern, daß der Erfurter Kongreß das ebenso wichtige wie ergiebige Thema nicht gründlicher behandelt hat.

Nachschrift vor Schluß der Redaktion. Der allgemeine Unwille hat bewirkt, daß das Postamt seine Verfügung bereits zurückgezogen hat. Noch immer aber spricht es den Wunsch aus, „daß dem diesseitigen Ersuchen, die Begleitadressen auch Sonntags abzuholen, in möglichst weitem Umfange entsprochen wird." Dies Ersuchen ist allerdings sehr — diesseitig. R

(Kirchenregiment und Duell) Folgendes Telegramm finden wir in verschiednen deutschen Zeitungen: „Frankfurt a. M., 14. Juni. Die Strafkammer verurteilte den Gerichtsassessor Glahn wegen des unblutigen Duells, das er im April d. J. mit dem Konsistorialrat Scheuner aus Königsberg im hiesigen Stadtwalde ausfocht, zu einer Festungshaft von drei Monaten. Den Anlaß zu dem Duell gab eine angebliche Denunziation Scheuners gegen Glahn beim Konsistorium wegen der freisinnigen Gesinnung des letztern."

In einem Wiener Blatte hat diese Nachricht sogar die Färbung angenommen, ein höherer protestantischer Geistlicher sei der Herausforderer. Das ist natürlich falsch. Konsistorialrat Scheuner, der übrigens der Geforderte zu sein scheint, ist Jurist und erst vor zwei Jahren unmittelbar vom Assessor zum Konsistorialrat befördert, nebenbei Reserveoffizier der Garde. Ebenso ist in dem oben wiedergegebnen Telegramm der Anlaß zum Duell tendenziös entstellt. Soviel wir gehört haben, ist die größere oder geringere Freisinnigkeit gar nicht in Frage gekommen, und von einer Denunziation kann vollends nicht die Rede sein, da Herr Scheuner verpflichtet war, über seinen Hilfsarbeiter — das war der Herr Glahn — zu berichten.

Es bleibt also nur eins wahr: daß ein Mitglied des Kirchenregiments und Konsistorialrat im Duell gestanden hat. Aber auch das ist recht traurig und wird für die Gegnerschaft gegen die Juristen in den Konsistorien eine sehr scharfe Waffe sein. Denn wenn Juristen das Kirchenregiment mit führen, so muß erwartet werden, daß sie die Grundsätze christlicher Sittlichkeit — natürlich soweit menschliche Schwachheit sie nicht daran hindert — als unbedingt verpflichtend anerkennen und bereit sind, wenn andre Pflichten oder Scheinpflichten, wie die des Reserveoffiziers, damit in Widerspruch treten, diesen Widerspruch auf sich zu nehmen und wenn es sein muß, dafür zu leiden, d. h. in unserm Falle den Reserveoffizier zu quittiren. Wir haben ja auch Geistliche, die Reserveoffiziere sind, — was würde man sagen, wenn sie sich duelliren wollten? Soll für die Pfarrer ein andrer Maßstab gelten als für das Kirchenregiment, das über ihnen zu Gericht sitzt?

Noch eine zweite Beobachtung drängt sich auf. Wir haben nie in den Kriegsruf gegen die Konsistorien eingestimmt und in einer Aenderung ihrer Verfassung oder Zusammensetzung das Heil erblickt. Hier kommt schlechterdings alles auf die Persönlichkeiten an. Sorgt nur dafür, daß in den Konsistorien Männer sitzen, deren überlegne und vorgesetzte Stellung niemand als Aergernis empfindet, weil ihr christlicher Sinn und ihr kirchliches Interesse über jeden Zweifel erhaben sind. Damit aber steht eine Praxis im Widerspruch, die je länger je mehr die in Preußen übliche zu werden scheint, nämlich die, daß als Konsistorialräte nicht solche Juristen genommen werden, die sich in den Gemeindekörperschaften oder Synoden als kirchliche bewährt haben, sondern daß man eine eigne Karriere daraus macht, indem blutjunge Assessoren als Hilfsarbeiter in die Konsistorien eintreten, dann nach wenigen Jahren in unverhältnismäßig jungem Alter Konsistorialassessoren, d. h. volle stimmberechtigte Mitglieder der Behörde, und bald auch Räte werden. Ein besondres Unglück ist noch, daß diese Karriere bei dem herrschenden Ueberfluß an Assessoren und der Schwierigkeit, ein richterliches Amt zu erlangen, als eine gute bezeichnet werden muß, also jede Garantie fehlt, daß sie aus sachlichem Interesse ergriffen wird. Es muß in den Pfarrerkreisen Anstoß erregen, wenn junge Leute zwischen 30 und 35 Jahren sich dann als Vorgesetzte würdiger und erprobter Pfarrer geriren und in Disziplinarsachen über die zartesten Fragen des christlichen theologischen Gewissens mit entscheiden. Auch in unserm Falle wäre das gegebne Aergernis fast unmöglich gewesen, wenn der Grundsatz festgehalten wäre, daß zu Konsistorialräten nur Männer von reiferm Alter, bewährter christlicher Gesinnung und erprobtem kirchlichen Takt ernannt werden sollten. R

(Der Einfluß der römischen Kurie auf die deutsche Gesetzgebung) Von D. Leuschner. Flugschriften des Evangelischen Bundes Nr. 108. 15 Pfge. Es ist ein Vortrag, mit besondrer Beziehung auf die Umsturzvorlage gehalten. Er kann aber auch jetzt noch, nachdem jene Vorlage dem verdienten Gerichte verfallen ist, manchem verblendeten Protestanten die Augen über die Gefahren öffnen, die von seiten der römischen Kurie

unserm Staatswesen beständig drohen. Was der Ultramontanismus allbereits dem deutsch-protestantischen Geiste zuzumuten bei der Umsturzvorlage sich erdreistet hat, darf nicht wieder in Vergessenheit geraten.

H—Zw

(Die Reden vom 8. Mai) sind im Verlage der Buchhandlung der Berliner Stadtmission erschienen unter dem Titel: Die landeskirchliche Versammlung betreffs der theologischen Fakultäten vom 8. Mai 1895. 94 S. Preis 1 Mk. R

(Christliches Erholungshaus im Schwarzwald) Im württembergischen Schwarzwald, 740 Meter über dem Meere, in dem Luftkurort Freudenstadt hat sich als „Erholungshaus mit christlicher Hausordnung," Hotel und Pension „Kurhaus Palmenwald" aufgethan. Wer sich näher dafür interessirt, wende sich um Auskunft an die Direktion des Kurhauses Palmenwald in Freudenstadt, Württemberg. R

Für die Reisezeit

Das dritte Quartal pflegt bei den meisten Zeitungen das schlechteste zu sein. Es könnte aber das beste sein, wenn unsre Freunde wollten. Wer reist nicht in dieser Sommerszeit! Wenn da unsre Freunde in den größern Sommerhotels und Kurhäusern nach der Christlichen Welt fragen, ihre Bestellung beantragen oder selbst ein Probeabonnement für einen Monat (70 Pfg! Vgl. Nr. 24) oder für ein Vierteljahr (2 Mk!) auf sich nehmen wollten, wäre vielleicht für unser Blatt der Eingang in diesen Lesesaal auf die Dauer gewonnen. Wie wenig christliche Zeitschriften findet man auch in den besten Häusern, in der Regel gar keine. Das liegt aber nur am Publikum. Ueberhaupt giebt es kaum eine günstigere Zeit für die Propaganda zu Gunsten eines Blattes wie die Reisezeit. Auf mancherlei Weise. Etliche von unsern Lesern wissen das und thun darnach. Möchten sie viele Nachfolger finden in diesem kommenden dritten Quartal!

Nr. 27 wird bei der Christlichen Welt und bei der Chronik als Probenummer in erhöhter Auflage gedruckt und in beliebiger Anzahl unentgeltlich versandt. Man wolle davon Gebrauch machen.

D V D H.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 26 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Soeben erschien in Wilh. Werthers Verlag in Rostock:

Lucius Annaeus Seneca u. das Christentum in der tief gesunkenen antiken Weltzeit.

Von **Michael Baumgarten,**
weiland Professor und Dr. der Theologie.
VIII und 368 S. 8°. Preis 6 Mk.

Auf jeden Leser erschlossenen, empfänglichen Sinnes wird dies nachgelassene Werk Prof. B.s einen tiefen Eindruck machen. Durch klare, lichtvolle Einführung in die wichtigste, entscheidungsvollste Epoche der ganzen Weltzeit vermittelt Verfasser seinen Zeitgenossen das lebendige Bewußtsein, wie die Menschheit aus sich heraus kein Heil erhoffen kann, zugleich den unbeweglichen Polarstern, scharf umgrenzt, aufzeigend, nach dem allein der Kurs zum höhern Hafen gefunden und eingehalten werden kann.

Preisausschreiben

Die unter Verwaltung des Bremer Protestantenvereins stehende Ludwig-Stiftung, die die Herausgabe und Verbreitung volkstümlicher religiöser Schriften im Geiste einer wissenschaftlich freien und undogmatischen Auffassung des Christentums bezweckt, schreibt als Preisaufgabe eine Abhandlung über „die Religion Jesu" aus. Die Abhandlung muß in allgemein verständlicher Sprache eine die Ergebnisse der modernen theologischen Forschung verwertende Darstellung des Gegenstandes bieten und sowohl den Unterschied der Religion Jesu von dem Christentum der Bekenntnisse, wie die Bedeutung der Religion Jesu für das Leben der Gegenwart deutlich erkennen lassen. Als erster Preis sind 500, als zweiter 300 Mk. festgesetzt. Der zweite Preis wird nur erteilt, wenn nach dem Urteil der Preisrichter keine der eingegangnen Arbeiten die Bedingungen für den ersten Preis völlig erfüllt. Die Arbeiten, die den Umfang von vier Druckbogen nicht überschreiten dürfen, sind bis zum 1. Juli 1896 mit Motto und versiegelter, das gleiche Motto tragender Adresse in leicht lesbarer Handschrift, die nicht die des Verfassers sein darf, an den Schriftführer der Stiftung Pastor prim. Dr. Kalthoff, Bremen, Martinikirchhof 6 einzusenden. Das Preisurteil erfolgt bis Ende des Jahres 1896. Preisrichter sind außer dem zwei Stimmen vertretenden Schriftführer: Pastor prim. Frickhöffer in Bremen und die Pastoren Klapp und Dr. Buck in Hamburg. Die preisgekrönte Arbeit wird Eigentum der Stiftung.

Franz. Stud. Theol. sucht **Hauslehrerstelle** für August, September u Oktober. Erkundigungen: Prof. Dr. **Ménégoz,** 83 Boulevard Arago, Paris.

Schweizerisch. cand. theol. (gute Examenzeugnisse) s. eine Hauslehrer- oder ähnliche Stelle. Am liebsten i. e. Universitätsstadt. Off. gefl. an d. Exp. d. Bl.

Korbflaschen
zu Geschenkzwecken sehr geeignet, mit 3 Liter feinstem **Medizinal-Cognac** garantirtes Weindestillat **Mk. 8.** 3 Liter **Cognac grande Champagne Mk. 12.** 3 Liter feinsten alten **Portwein, Madeira, Malaga, Sherry, Lacrimae rc. Mk. 6.25.** Originalgebinde obiger Weine 16 Liter Inhalt **Mk. 24,** alles incl. und franko.
Rich. Kox, Importgeschäft, **Duisburg a. Rh.**

Cand. rev. min., 8 Jahre T… loge, sucht gegen freie Sta… **Vertretung oder Unterstüt… eines Pfarrers** vom 20. Juli … Off. an die Exp. d. Bl. Ausk… erteilt Herr Pfr. **Rade.**

Menzel und Späth (Breslau…)
Konfirmandenstunde…
2. Aufl. Preis 30 Pfge. 10 S… 2 Mk. Zu beziehen durch die B… **und Kunsthandlung des E… gelischen Schriftenvereins Bres…** Altbüßerstr. 8/9.

Pianinos, Harmoniums
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgel… Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquell… Höchster Rab. Alle Vorteil… Illustr. Katalog, der grösst… seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162.

Töchterheime des Ev. Diakonievere…
in **Cassel** und **Schloß Werdorf.** Ziel: Erzieh… zu sittlicher und wirtschaftlicher Selbständig… Grundsatz: Mädchen müssen so erzogen werden, … sie tüchtige Hausfrauen und Mütter sein kön… aber auch zu selbständigem Berufsleben geschickt … Preis jährlich 800 Mk., für Vereinsmitglieder Sc… kosten. Näheres durch Prof. D. Zimmer, Herb…

Soeben sind erschienen:
Thomas Carlyle. Ein Gedenkblatt zur 100. Wiederkehr se… Geburtstages. Von Chr. Rogge, Divisi… pfarrer. $7\frac{1}{2}$ Bogen. 1 Mk. 20 Pfg., geb. 1 Mk. 80 Pfg.
Sozialpolitische Reden von **Fr. W. Robertso…**
Deutsch von H. v. Dungern. 13 Bogen. 2 Mk. 40 Pf., geb. 3 Mk. 20 …
Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt
Soeben sind erschienen:
Nr. 18. **Vom alten neuen Glauben.** Erlebnisse u… Bekenntnisse eines Laien. Preis 50 Pfg.
Nr. 19. **Zur Verständigung über den Glauben… begriff.** Von L. Clasen, Pfarrer in Eichenbarle… bei Magdeburg. Preis 40 Pfg.
Nr. 20. **Bedingungen des christlichen Glaube…** in der Gegenwart. Von Gaston Frommel, P… fessor der systematischen Theologie in Genf. Preis 40 …

Chronik der christlichen Welt
Postzeitungs-Nr. 1450. Vierteljährlich 1 Mark
Nr. 26: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Berli… Pastoralkonferenz; Die Leipziger Pastoralkonferenz; Zur landeskirchli… Versammlung; Kirchliche Verfassung von Frankfurt a. M.; Ueber … Austritt des Professors von Nathusius; Letztes Aktenstück zum Fall Koc… Römische Kirche: Der Prozeß gegen Mellage und Genossen; P… Friedrich von Schönburg-Waldenburg — Verschiedenes — P… sonalien

Die Grenzboten
Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst
54. Jahrgang
Postzeitungs-Nr. 2846. Vierteljährlich 9 Mark.
Nr. 26: Die Gerichtsferien — Arzt, hilf dir selber! Von H. Bö… — Italienische Eindrücke. Von Otto Kaemmel. Schluß — Wandlun… des Ich im Zeitenstrome: 7. In Pfarrhäusern. Schluß — Der e… Beste. Erzählung von Otto Verbeck. Fortsetzung — Maßgebliches … Unmaßgebliches — Litteratur

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig